



Nils Hirseland

Zeitfamulus

Er ist der Begleiter der Zeitlinien



**Band
128**

Fanserie der PRFZ

DORGON

*Tiefe des
Chaos*

DORGON

Die Fanserie aus dem Perry Rhodan Universum



Band 128

Zeitfamulus

Er ist der Begleiter der Zeitlinien

Autor: Nils Hirseland

Titelbild: Roland Wolf

Innenillustrationen:

Roland Wolf, Gaby Hylla, Raimund Peter & Stefan Wepil

DORGON ist eine nichtkommerzielle Fan-Publikation der PERRY RHODAN-FanZentrale. Die FanFiktion ist von Fans für Fans der PERRY RHODAN-Serie geschrieben.

Hauptpersonen des Romans

Aurec

Der Saggitone trifft auf historische Persönlichkeiten

Thora da Zoltral

Der Arkonidin ist auf 666-Rückwärts gestrandet

Nathaniel Creen

Der Kopfgeldjäger erlebt die Anfänge des Untergangs der Menschheit

Eleonore

Die Positronik im Androidenkörper ist der moralische Kompass für Creen

Olaf Peterson

Der Reporter erlebt den Dritten Weltkrieg

Gustav Adolph Larsen,

Björn Lessing, Tenzing

Der Zeitfamulus

Inhalt

Hauptpersonen des Romans	2
Was bisher geschah.....	4
Prolog – Der Zeitfamulus	5
Terra 2027 – Paris	9
Terra 1785 – Rückkehr nach Eutin	21
Terra 1971 – Verfolgt.....	34
666-Rückwärts – Die Terra-Station	38
Terra 2027 – Der Ritter von Paris	43
Terra 1785 – Der Fürstbischof in Gefahr.....	53
Terra 1971 – Atom Bomb, Baby	61
666-Rückwärts – Die IVANHOE II	67
Epilog – Die Zeit.....	79
Vorschau	81
Glossar	82
Impressum	87

Was bisher geschah

Nistant brachte im Jahre 2046 NGZ das Zeitchaos in die Milchstraße. Temporale Anomalien fegten durch die Galaxis und löschten die Zeitlinie aus. Eine Handvoll Überlebender auf der CASSIOPEIA trifft auf andere in der Zeit Gestrandete.

Aurec hingegen verschlägt es in die Vergangenheit der Erde. Im Jahre 1776 strandet er in der Stadt Eutin und wird Zeuge einer Zeitmanipulation, die den jungen Don Philippe de la Siniestro betrifft.

Nathaniel Green landet zunächst im Jahr 1944 auf der Erde und erlebt dort schreckliche Dinge. Dann trifft er im Jahre 2063 auf seine Crew der NOVA und erlebt den erneuten Untergang der Menschheit. Und ein Berliner Reporter namens Olaf Peterson wird 1971 Zeuge der Mondlandung der STARDUST, bei der jedoch nicht Perry Rhodan der Kommandant ist. Peterson erlebt den Tod Rhodans nur wenige Wochen später.

In allen Epochen war stets ein rätselhafter Weggefährte dabei: 1944 Lars Born, ein SS-Offizier; 1776 Gustav Larsen, der Haushofmeister des Schlosses Eutin; 1971 Björn Lessing als Zeitungsredakteur von Olaf Peterson; 2063 der bhutanische Wohlfühlkoordinator Tenzing. Sie alle scheinen aus einer anderen Zeit zu stammen, denn sie sind der ZEITFAMULUS ...

Prolog – Der Zeitfamulus

Der Zeitfamulus stand in der Zentrale seiner Zeitkapsel und betrachtete die Zeitströme auf den Monitoren. Die Brücke war – wie die Kapsel selbst – oval gebaut. Er hatte somit einen guten Überblick und brauchte sich nur um die eigene Achse zu drehen, um die Geschehnisse der Zeitebenen zu verfolgen.

Im Hintergrund spielte die Positronik zur Einstimmung auf die bevorstehende Mission das Lied »Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein«. Dieses Lied aus der nationalsozialistischen Zeit war zackig, und man konnte es gut mitsingen. Darauf kam es bei Marschliedern an. Sie waren banal, damit jeder Trottel in Uniform sie sich merken konnte. Der Zeitfamulus ging in die angrenzende Kabine, die er als Ankleideraum bezeichnete. Dort hingen viele Kostüme auf gesichtslosen Puppen.

Die Wände der Kabine waren verspiegelt. Er stellte sich vor eine Puppe, und betrachtete die schwarze Uniform, die ihn an jene aus seinem ursprünglichen Leben erinnerte. Er betrachtete den Totenkopf auf der Mütze, die rote Armbinde mit dem weißen Kreis und dem schwarzen Hakenkreuz. Diese Montur repräsentierte seine Rolle als SS-Sturmabführer Lars Born. Er würde sie nachher anziehen, doch zuerst schlenkerte er durch den Raum voller Anzüge.

Das Musikstück wechselte zu einem Lied aus dem Jahr 1979 mit dem Namen »London Calling«.

Ein zweiter Anzug war der eines typischen Geschäftsmannes von der Erde. Ein grauer Dreiteiler mit teurem Jackett, Weste und Hose. Dazu glänzende

braune Schuhe und eine rote Krawatte. Er mochte keine gemusterten Schlipse. Diese Garderobe würde er in einer anderen Zeitlinie ausprobieren, sollte ihr erstes Experiment fehlschlagen. Er wäre ein reicher, einflussreicher Manager, der zwischen Berlin, Rom, London und Paris reisen würde.

Anzüge waren wie Uniformen. Sie waren schick, aber dienten einem anderen Zweck. Die Front eines Managers waren Büros, Meetings und Computer statt Schlachtfelder und Gefängnisse, wenn er an sein Alter Ego Lars Born denken musste.

Er blickte sich um. Es gab mehrere Variationen der Anzüge in verschiedenen Farben. Einer sogar mit zeitgenössischen weiten Hosenbeinen, den sogenannten Schlaghosen. Auch diese Bekleidung würde er benötigen.

Die Musik wechselte auf ein klassisches Stück von Wolfgang Amadeus Mozart aus »Die Zauberflöte«. Es war beschwingt, aufmunternd. Der Zeitfamulus sah auf das letzte Kleidungsstück mit seinen Rüschen, den kurzen Hosen, die durch weiße Kniestrümpfe ergänzt wurden, und der feinen Jacke. Auf dem Kopf trug die Puppe eine graue Perücke. Dieses Kostüm würde er für eine weitere Zeitlinie benötigen. Persönlich sah er in diesem Unterfangen die größten Erfolgchancen.

Er dachte an seine Zeit im Quarterium zurück, als er sich auf einen Stuhl im Ankleideraum setzte. Er war als Pionier 1297 nach Cartwheel aufgebrochen, als er gehört hatte, wie großartig sich dort alles entwickelte. Er hatte seine Chan-

ce dort gesehen, denn der Alltag auf Plophos gefiel ihm nicht mehr – und er wollte der eigenen Nutzlosigkeit entrinnen. Damals hatte er eine Anstellung als Produktmanager bei der Shorne Industries Gesellschaft gefunden. Es war eine durchweg spannende und herausfordernde Tätigkeit, seine Karriere bekam jedoch mit der Verhaftung von Michael Shorne einen Knick. Er dümpelte einige Zeit herum, und dann überschatteten die Alien-Kriege Cartwheel. Er hatte es für seine Pflicht, aber auch seine Chance erachtet, sich dem Terrablock als Soldat anzuschließen. Es waren Gefechte gegen die Aliens geführt worden, und schnell war er in den Geheimdienst gerückt. Mit Gründung des Quarterium im Jahr 1303 und der Cartwheel Intelligence Protective war seine Zeit gekommen. Nicht als grober Schlächter in der geheimen Artenbestandsregulierung, vielmehr als Berater der geschassten Spezies. Er hatte seine Rolle gefunden als ein Mensch, der sich um die Integration von minderwertigen oder widerwilligen Leben im Quarterium kümmerte. Dabei ließ er ihnen stets die Wahl zwischen einem Leben ihrer Rasse angemessen unter dem großen Schutzschirm des Quarteriums und dem Tod auf Objursha oder in anderen Lagern. Natürlich war es eine Kunst, das Individuum langsam auf die Konsequenzen vorzubereiten. Man musste mit ihnen sanft, freundlich und zaghaft anfangen und sie dann langsam an die furchtbare Realität heranzuführen. So gab es immer noch die Möglichkeit, sich als Diener oder Zwangsarbeiter nützlich zu machen. Nicht jede Tätigkeit sollte durch Roboter oder Positroniken aus-

geführt werden. Es hatte viele Reiche im Quarterium gegeben, die es gerne hatten, wenn sie von lebenden Wesen bedient wurden.

Er war im Quarterium eine kleine Nummer gewesen und oftmals von CIP-Kollegen müde belächelt worden. Niemand hatte damals seine Fähigkeiten wirklich zu schätzen gewusst und das Projekt als Spielerei abgetan.

Es war ein Zufall gewesen, dass er im August 1308 NGZ an Bord der PARICZA gewesen war. Eigentlich war er für die Beschwichtigung der Som-Ussadi vorgesehen, doch als Som-Ussad stark bombardiert worden war, war er auf die PARICZA evakuiert worden. So war er auf das Rideryon gekommen und hatte an der Schlacht von Amunrator teilgenommen, war durch die Harmonie von DORGON beeinflusst worden, und bei der Befreiung war er gefallen. Er war tot gewesen. Doch es war weitergegangen, irgendwie, und das war das Sonderbare gewesen ... Er konnte sich nur vage an die Details erinnern. War da ein Tunnel und ein Licht am Ende des Tunnels? Nein, es war eher Dunkelheit, ein fortwährendes Grau. Es hatte Asche geregnet, und der Sand zu seinen Füßen war grau. Er erinnerte sich noch an die Last auf den Schultern, die sein Huckup ihm bereitet hatte. Dieses kleine Ärgernis, das ihm die Vitalenergie raubte und dem Schleier der Lethe näher brachte. Doch er war klug und mental stark genug gewesen, nicht zu vergessen, wer er war, und das hatte offenbar irgendwelchen Hohen Mächten imponiert.

So war er ziellos umhergewandert und hatte einen düsteren Wald betreten, als der Huckup sich von ihm löste



Modenschau mit dem Zeitfamulus von Roland Wolf

und verschwand. Das war die erste Begegnung mit dem Fürsten gewesen. Ihm war bis heute nicht klar, wie viel Zeit er genau in der Tiefe des Chaos verbracht hatte, denn die Zeit war nun wahrlich verschwommen. Die Zeitlinien änderten sich inzwischen fortwährend, und er war ein Reisender der Zeiten gewesen. Der Fürst hatte ihm diese neue Bestimmung gegeben, und er hatte sie dankend angenommen. Der Plan des Fürsten und seiner Auftraggeber entsprach haargenau seinen Wünschen, und es bedurfte viel Fingerspitzengefühl bei der Umsetzung. Er war ein Diener der Zeit und des Aufbaus einer neuen, universellen Zeitlinie. Man konnte nicht einfach auf den Knopf drücken und das Universum komplett neu erfinden. Vielmehr waren es punktuelle Änderungen mit großen Auswirkungen. Sie zielten vor allem darauf ab, Perry Rhodan aus der Geschichte der Menschheit zu streichen. Und das war so wunderschön kreativ. Der Fürst und er hatten sich verschiedene Szenarien ausgedacht. Das führte ihn wieder zurück zu seinen Kostümen. Sie waren historisch akkurat, wie es sein musste. Er legte viel Wert auf Authentizität. Er war schließlich ein Zeitfamulus und kein Zeitkasper. Er sah sich als Diener der neuen Zeit.

Und es gab gewisse Personen, die geeignet waren, überzeugt zu werden, in dieser neuen Zeit zu leben. Jene aus der alten, bald erloschenen Zeitlinie des Perry Rhodan. Es lag an ihm, die nötige Überzeugungsarbeit zu leisten. Es lag auch an ihm festzustellen, welche neue Zeitvariante die beste war. Er streifte sich die schicke SS-Uniform über und salutierte vor dem Spiegel.

»Heil Hitler«, rief er und streckte den Arm aus.

»Sieg Heil« war nun der Ausruf. Er streckte zackig den Arm aus und schlug die Hacken zusammen.

»Ave Adi«, scherzte er und wiederholte dutzende Mal die Ehrenbezeugung der Nationalsozialisten, um sie zu beherrschen. Seine Reise würde ins Jahr 1942 gehen, zwei Jahre vor seiner eigentlichen Mission. Es galt, sich vorzubereiten, die Weichen zu stellen. Seine Zeitkapsel transportierte ihn zum 30. Januar 1942, zu einem idyllischen Schlösschen am Berliner Wannsee in Deutschland. Dort fand gerade eine historische und diabolische Konferenz statt. Sie wurde nicht von geifernden Gehörnten durchgeführt, sondern von tristen Männern in Uniformen oder Anzug und Krawatte, die über die Auslöschung einer Zivilisation berieten, als würden sie den Bau einer neuen Straße planen. Das war die bürokratische Gründlichkeit der Nationalsozialisten. Ihn erinnerte das an das Quarterium.

Als SS-Hauptscharführer Lars Born würde er auf der Wannsee-Konferenz auf sich aufmerksam machen und seine Karriere bei den Nationalsozialisten beginnen. Natürlich zunächst unauffällig. Es galt, im Hintergrund zu bleiben und sich Macht aufzubauen. Denn seine eigentliche Mission begann im Juni 1944 in Frankreich, in der Normandie. Der 6. Juni 1944 würde einen Wendepunkt in der Zeitlinie markieren und de facto die Ereignisse danach auslöschen. Der Fürst hatte ihm die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt. Es war ein großer Einschnitt, dessen Vorbereitungen nun begannen.



Der Zeitfamulus schreckte hoch. Er hatte das Ende der Welt gesehen und seinen Tod miterlebt. Natürlich war er nicht wirklich gestorben, doch es hatte sich sehr real angefühlt. Die Zeitkapsel schützte ihn und war darauf programmiert, ihn am Ende des Projektes an Bord zurückzuholen. Sie hatte auch dafür gesorgt, dass der Protagonist seiner Bemühungen unverletzt in eine andere Zeitlinie versetzt wurde. Er wurde quasi in die Normalzeit zurück geholt. An Bord seiner Zeitkapsel und in einem unversehrten, lebendigen Zustand. Wie das funktionierte, wusste er nicht. Die Technolonie dahinter stammte von den Söhnen des Chaos, von Fürst Medvecá und Nistant.

Born schlurfte müde und erschöpft in seine Ankleidekabine. Er betrachtete sich im Spiegel. Die SS-Uniform hatte mehr Orden bekommen, im Vergleich zu jenem Zeitpunkt, als er die

Zeitkapsel verlassen hatte. Doch sie war durch die Asche des Feuersturms über Germania dreckig geworden. Er setzte sich auf seinen Stuhl und warf die Mütze seufzend in die Ecke, stand auf und entledigte sich der Uniform. Das Projekt war gescheitert. Adolf Hitler hatte sich als unfähig erwiesen, mit Weitsicht zu handeln. Nein, er hatte diesen Mann falsch eingeschätzt. Hitler war nicht der Künstler gewesen, wie er es stets von sich behauptet hatte. Er war nur ein Zerstörer. Seine Psyche war zu instabil gewesen. Das war kein Ersatz für Perry Rhodan als Herrscher der Menschheit.

Aber es gab andere Szenarien. Der Fürst und er hatten andere Zielpersonen ausgewählt oder auch gar keine. Es mochte interessant anmuten, wie es der Menschheit ohne Perry Rhodan ergehen würde. Darauf waren auch einige Testprojekte ausgelegt.

Der Zeitfamulus brauchte nun erst einmal etwas zu essen. Ihm war nach einem Bœuf bourguignon mit einem schönen Pinot Noir.

Terra 2027 – Paris

Die NOVA verließ die temporale Anomalie im Alpha-Centauri-System und legte die 4,3 Lichtjahre innerhalb weniger Minuten zurück. Ich saß mit Eleonore allein im Cockpit der Space-Jet. Wie üblich hatte ich keinerlei Lust auf die Gesellschaft von Cilgin At-Karsin oder Kuvad Soothorn.

Ich vertraute nur Eleonore. Sie war die Positronik der NOVA und hatte sich einen schönen weiblichen, terranischen Androidenkörper gebaut, der sie

repräsentierte. Sie wollte menschlicher werden und versuchte es mit viel Gefühl. Das war das Ausschlaggebende. Sie wollte als Künstliche Intelligenz Gefühle entwickeln. Ich wusste nicht, ob es möglich war, aber sie war zumindest moralisch besser aufgestellt als der Rest der Crew, mich eingeschlossen.

Ich wusste nicht einmal, wer ich war. Lautete mein Name wirklich Nathaniel Creen? Was war vor meiner Zeit auf Gongolis passiert? War ich immer schon

ein Zeitreisender gewesen? Wer sagte mir denn, dass meine Zeit auf Gongolis in der Milchstraße nicht auch nur eine Episode war?

Ich war als Carl Nathan im Dienst der Wehrmacht und SS im Zweiten Weltkrieg gewesen und hatte Perry Rhodan als Kleinkind erschossen. Vor Kurzem war ich mit Jevran Wigth auf einer dystopischen Erde im Jahre 2063 gelandet. Der Planet war von einem Atomkrieg gezeichnet gewesen, und am Ende hatte sich die Menschheit sogar mit unserer Hilfe selbst vernichtet.

Nun flog die Crew der NOVA zurück, und ich wusste nicht, in welcher Zeit sie nun gelandet waren. Im Grunde genommen waren sie völlig verloren in der Zeit. Es gab nur eine Konstante und darüber musste ich mehr herausfinden. Ein Mann namens Lars Born oder Tenzing. Ich war ihm in beiden Zeitlinien begegnet, nicht jedoch in der cairanischen Epoche.

Beide Male war ich in die Tiefe gestürzt. An seinem Tod 2063 war ich nicht unschuldig gewesen, da er uns ausgenutzt hatte, um die Welt vollständig zu zerstören.

»Wir erreichen die Erde«, sagte Eleonore.

Ich sah den blauen Planeten und den Mond. Es war durchaus ein schöner und inzwischen vertrauter Anblick. In der Cairanischen Epoche waren Terra und Luna nicht im Solssystem. Sie waren verschwunden, und die Cairaner hatten behauptet, es hätte Terra, den Mond und auch Perry Rhodan niemals gegeben. Damals hatte ich daran geglaubt und war Rhodanjäger geworden. Inzwischen wusste ich es besser. Es gab

Perry Rhodan wirklich – oder hatte ihn gegeben, denn ich hatte ihn als Kind in einer anderen Zeitlinie ermordet. Was aus Rhodan in der Atomkrieg-Zeitlinie geworden war, wusste ich nicht. Als der Krieg 2037 ausgebrochen war, war er schon vermutlich lange tot.

»Ich orte Satelliten. Die Kommunikation ist rege. Es herrschen regionale Konflikte, denn es wird über Bombenangriffe auf ein Land mit dem Namen Ukraine berichtet.«

»Ist es möglich, dass wir noch in derselben Zeitlinie sind? Nur früher?«

Ich rief über Interkom Jevran Wigth zu uns in die Zentrale. Ein Terraforscher war hier nützlich. Der Tefroder betrat nur eine Minute später das Cockpit.

»Das ist durchaus realistisch«, sagte Eleonore und begrüßte Jevran freundlich.

Ich unterrichtete den Terraforscher, der als Rhodanmystiker von mir noch vor Kurzem als Feind gejagt worden war, über unsere These.

»Der aktuelle Präsident der Vereinigten Staaten trägt den Vornamen Donald und der Präsident Russlands Vladimir. Das lässt Rückschlüsse auf die Roboter zu«, erklärte Eleonore.

»Wir positionieren uns erst einmal zwischen Terra und Mond. Ich möchte mehr in Erfahrung bringen«, sagte ich. »Findest du Informationen über Perry Rhodan?«

»Perry Rhodan, geboren am 8. Juni 1936 in Manchester. Gestorben am 31.5.1966 in Vietnam. Er war Pilot der US-Air-Force und wurde während des Vietnam-Kriegs abgeschossen.«

»Das bedeutet, Perry Rhodan ist 1971

niemals zum Mond geflogen«, stellte Wigth nüchtern fest.

»Das ist korrekt. Die erste Mondlandung fand bereits 1969 unter dem Kommando von Neil Armstrong statt. Es folgten bis 1972 weitere sogenannte Apollo-Missionen zum Mond. Seitdem wurde er nicht mehr angefliegen.«

»Welches Jahr schreibt man?«

»Es ist der 5. Juli 2027. Die Welt ist von den Auswirkungen regionaler Kriege in der Ukraine und in Israel zerrüttet.«

Das waren die untrüglichen Vorzeichen des Dritten Weltkriegs, der zur Apokalypse 2037 führen könnte, wenn es sich um dieselbe Zeitlinie handelte. Dort würde es am 17. Juni 2037 zum Atomkrieg kommen.

Wir mussten Tenzing alias Lars Born ausfindig machen. Das war schwer genug, denn der Mann war nicht als Tenzing bekannt.

»Versuche Tenzing zu finden«, bat ich Eleonore.

»Das ist einfach. Ich durchsuche alle Einwohnermeldeämter in Europa. Er sprach davon, dass er zwischen den großen Städten reiste. Ich kann ein Bild von ihm aus meinen Aufzeichnungen rekonstruieren, und irgendwo wird dieses bei der ausstellenden Administration seines Personalausweises oder Führerscheins zu finden sein.«

Eleonore war beeindruckend. Während sie schweigend suchte, holte uns Jevran Wigth zwei Kaffee. Ich nahm den Helm ab – Eleonore und Jevran waren mein vernarbtes Gesicht gewohnt – und trank den starken, schwarzen Kaffee.

»Treffer, Claude Chevalier, Broker der Firma GTH mit Niederlassungen in London, Paris, Rom, Madrid und Ber-

lin. Ich durchsuche die sozialen Medien nach ihm. Dort steht, dass er sich in Paris aufhält. Genauer gesagt in der Rue Mazarine.«

»Wir sollten ihm einen Besuch abstatten«, schlug ich vor.

»Nicht mit der NOVA«, wandte Eleonore ein. »Die Menschen im Jahre 2027 kennen keine Raumschiffe, wie wir sie benutzen. Sie haben den Weltraum nicht erkundet und kennen keine extraterrestrischen Lebensformen. Wir müssen also mit der NOVA abseits landen.« Sie sah mich an. »Und du bekommst eine Gesichtsmaske, denn Raumanzüge wie deiner sind auch nicht bekannt.«

»Ich kann meinen Helm tragen.«

»Nein, das wäre zu auffällig. Ich erstelle eine Maske, die wie eine zweite Haut anliegt. Außerdem habe ich soeben fünf Zimmer in einem Hotel im Stadtteil Montmartre gebucht. Das ist ein Künstlerviertel. Wir werden dort vermutlich aufgrund der vielen exzentrischen Personen nicht auffallen.«

»Dann darf ich doch meinen Helm aufsetzen?«

Eleonore stand auf und war um ein Lächeln bemüht.

»Nein, du kommst jetzt mit.«



Ich fühlte die Maske überhaupt nicht. Das Material lag wie eine dünne, weitere Haut auf dem Gesicht und überdeckte die Narben. Eleonore lächelte. »Sieht gut aus.«

Ich nickte nur und fühlte mich mit meinem Helm deutlich wohler, doch wenn es für die Mission ausschlagge-

bend war, musste ich diese künstliche Haut tragen.

»Ich habe uns eine Kreditkarte und EC-Karten sowie ein zugehöriges Bankkonto erstellt. Es war nicht so schwer, die Bankrechner zu manipulieren. Wir sind also liquide und sollten erst einmal shoppen gehen. Wir brauchen neue Klammotten«, sagte Eleonore.

Ich legte den Umhang ab. Sicherlich sahen wir für Menschen des 21. Jahrhunderts dieser Zeitlinie recht futuristisch aus. Außer Cilgin At-Karsin. Mit seinem weißen Leinenhemd und den schwarzen Hosen würde er vermutlich gut durchgehen, und der blaue Overall von Kuvad Soothorn würde vermutlich auch passen. Eleonores blauer Anzug war sehr körperbetont, aber sah zu sehr nach Uniform aus.

Wir kehrten ins Cockpit zurück, und ich übernahm wieder das Steuer. Die Zentrale war nun voll, da Soothorn und At-Karsin ebenfalls da waren. Der Springer klatschte in die Hände. »Oh, Paris! Was ich recherchiert habe, klingt toll. Puffs, Partys und willige Mädels an den Straßenecken. Die Stadt der Liebe.«

»In der Tat scheint Paris eine recht offene Stadt zu sein, in der sich allerlei Lebensformen der menschlichen Gattung sammeln, um ihren Platz zu finden. Es wird sicher eine interessante Erfahrung, die Herren und KI-Dame«, stimmte der Hauri zu.

Es war unangenehm voll im Cockpit. Ich hasste diese Ansammlung an Wesen. Ich musterte Jevran Wigth. Seine Kombination aus einer braunweißen Jacke und Hose war ebenso schlicht wie unauffällig.

Ich steuerte die NOVA in den Orbit der

Erde. Eleonore aktivierte den Laurin-Tarnschutz. Sie öffnete eine holografische Karte von Frankreich und zoomte in die Region von Paris. Es gab Landefelder, von denen Flugmaschinen aufstiegen und landeten.

»Das sind Flugzeuge. Sie waren in der Zeit vor der Raumfahrt das modernste Reisemittel zwischen Städten«, erklärte Wigth. »Es gab damals keine Transmitter. Flugzeuge sind im Grunde genommen große Gleiter, nur mit einer primitiveren Technologie.«

»Wie die Autos, die Benzin brauchten?«

»Richtig, Nathaniel! Auch Flugzeuge brauchten Treibstoff, um sich in die Lüfte zu erheben. Fünfdimensionale Technologie ist hier gänzlich unerforscht.«

Jedenfalls würden sie auch unseren Laurin-Tarnschutz nicht knacken. Die NOVA war für die Menschen des 21. Jahrhunderts unsichtbar. Ich navigierte zwischen den Flugzeugen, die ihre Landeschnoise flogen und setzte die NOVA auf einem Feld mit ein paar Bäumen auf. Wir waren am Rand des Flughafens und nahe einer Hauptstraße, der Voie d'Orly.

»Und nun?«, wollte ich wissen.

»Immer der Nase nach«, riet Soothorn und schritt pfeifend voran. Beinahe wäre er von einem Auto erwischt worden. Der Fahrer hupte und schimpfte. Dann brauste er davon.

»Arschwichser«, rief Soothorn hinterher. »Gut, dass du abhaust, sonst ...«

Drohend hob der Springer die Faust. At-Karsin schubste Soothorn in Richtung Bürgersteig.

»Wir suchen uns eine U-Bahn-Station«, schlug Eleonore vor.

Vermutlich war das so etwas wie eine Rohrbahn.

»Wir müssen zum Place Lucien Boilleau«, sagte Eleonore und ging die Voie D'Orly entlang. Dieser Pariser Vorort wirkte recht alt. Die Häuser waren schmutzig und eng gebaut. Es schien jedenfalls nicht wie ein Teil der Millionenstadt. Ein Bus mit der Aufschrift 299 stand an einer Parkbucht. Ich stieg ein, und der Mann brummte etwas in seiner Sprache, derer ich jedoch nicht mächtig war.

Ich blickte Eleonore fragend an. Sie drängte sich sanft an mir vorbei, lächelte und sprach fließend Französisch. Sicher hatte das zu ihrer Vorbereitung auf dem Flug hierher gehört.

Sie reichte die Zahlkarte, doch der Busfahrer schien wenig amüsiert und meckerte sie an. Wir verließen den Bus wieder.

»Er akzeptiert nur Bares«, sagte sie. »Oder wir sollen uns Karten am Automaten holen.«

At-Karsin deutete auf ein großes, kastenförmiges Gerät mit einem Eingabeschnittstelle und einer Ausgabe in der Ecke des Bushäuschens.

Er wollte mit dem Gerät sprechen, hielt dann inne.

»Vermutlich ist das keine Positronik?«

Jevran Wigth schüttelte den Kopf und wählte das Reiseziel und die Anzahl der Reisenden, indem auf das Interface tippte. Nun sah er Eleonore erwartungsvoll an, die die Karte gegen einen Sensor hielt. Der Automat druckte die Fahrscheine aus.

Ich nahm einen und ging zum Bus. Diesmal ließ uns der unwirsche Busfahrer passieren. Der Bus brachte uns

schleichend in die Stadt. Der Fahrer hupte und fluchte, bremste, beschleunigte. Es war kein Vergnügen. Wir erreichten unser Ziel. Hier sah es mehr nach Großstadt aus. Tausende Menschen tummelten sich in der Station, um ihre Verbindungen zu erreichen. Vereinzelt musizierten einige von ihnen, andere bettelten, beteten oder stopften sich mit Drogen voll. Vermutlich wollte keiner von denen die Bahn wirklich nutzen, sondern suchten nur einen Platz, um die Dinge tun zu können. Ein Mann im Morgenmantel ging durch die Gegend und putzte sich die Zähne, ein anderer trug einen runden Kabelhut. Die Gestalten waren skurril. Meine Sorge, dass wir auffallen würden, war völlig unbegründet.

Ein Zug hielt an, und Massen strömten aus dem Wagon. Ich drängte mich rein und achtete darauf, dass auch die anderen mitkamen. Die meisten Plätze waren besetzt. Ich fand eine Bank für zwei Personen. Soothorn schlich sich an mir vorbei und setzte sich hin. Doch ich packte ihn am Kragen und zog ihn wieder hoch. Eleonore nahm Platz, und danach ich. Soothorn murmelte so etwas wie »Schon gut, schon gut, schon gut«.

Uns gegenüber saß eine alte Frau mit einem rundlichen Gesicht. Ihr langes, grauweißes Haar war zu einem Zopf zusammengebunden. Sie trug viele bunte Schals, grüne, violette, dunkelrote und gelbe. Und sie sang. Dabei starrte sie uns mit leeren Augen an.

An einer Station mussten wir aussteigen und den Zug wechseln, der jedoch auch nicht gegenüber von uns hielt. So irrten wir durch die Station und nahmen eine Rolltreppe, die uns zu einem



*Eleonore, Jevran Wigth und Nathaniel Green
in einem Café von Paris von Gaby Hylla*

Gaby Hylla

Nebengleis führte. Eine Gang Jugendlich-er handelte dort ganz offensichtlich mit illegaler Ware.

»Vielleicht können wir von denen ja was kaufen?«, schlug Soothorn vor.

»Ich denke nicht, dass die Drogen der Reinheit der Chemikalien aus dem 21. Jahrhundert NGZ entsprechen«, meinte At-Karsin.

Wir gingen die Rolltreppe wieder hinunter. Die nächste U-Bahn brachte uns in das Stadtviertel Montmartre. Dort stiegen wir aus. Unser Weg führte durch einige mit Kopfstein gepflasterte Straßen zu unserem Hotel. Das Gebäude war alt, wenngleich sauber. Eine Wendeltreppe führte zu den Zimmern. Der Boden meines Zimmers hatte einen abfallenden Fußboden. Solange das Haus nicht in der Nacht zusammenbrechen würde, war ja alles gut.



Es gab zum Frühstück sogenannte Croissants in allen möglichen Variationen. Das Gebäck schmeckte. Mir gegenüber saß Jevran Wigth, der Unmengen an Kaffee in sich hineinschüttete. Eleonore war früh zum Einkaufen aufgebrochen, während ich nichts von Soothorn und At-Karsin gehört hatte. Vermutlich hatten sie nachts das Viertel unsicher gemacht.

Mittels Hypnoschulung hatte ich über Nacht Französisch gelernt. Ich beherrschte die zeitgenössischen Sprachen Deutsch und Englisch seit meiner Zeit ab dem Jahre 1944. Wie es mir beigebracht wurde, wusste ich nicht. Es sorgte mich, dass offenbar jemand von außerhalb so einen Einfluss auf mein

Leben hatte. Vielleicht war es dieser Tenzing oder Lars Born oder Claude Chevalier.

Ich informierte mich über das Weltgeschehen. Eine Demonstration war in Paris angekündigt. Ein Volk namens Palästinenser oder ihre Vertreter in Frankreich würden sich versammeln, um gegen die Angriffe des Staates Israel zu demonstrieren. Sofern ich das richtig verstanden hatte, bestand ein großer Hass der beiden Völker aufeinander, die in einer Region lebten, die jeder für sich beanspruchte. Dieser Konflikt schwelte schon seit Jahrhunderten, und Religion spielte eine große Rolle. Zumindest wurde sie als Vorwand genutzt, um Gebietsansprüche zu erheben, die nicht mehr zeitgemäß waren. Es zeigte mir, dass die Menschen im Jahre 2027 nicht in der Lage waren, rational zu denken, wenn sie von gelobten Ländern und heiligen Stätten sprachen und bereit waren, dafür zu töten und zu sterben.

Der andere große Konflikt war der Krieg in der Ukraine. Die Großmacht Russland hatte 2022 eine Invasion begonnen und Teile des Nachbarlands erobert. Mit Hilfe von Waffenlieferungen des Nato-Bündnisses hielt sich die Ukraine aber noch wacker. Die Front zog sich entlang des großen Flusses Dnjepr. Westlich des Dnjepr war ukrainisches Land und östlich davon alles in russischen Händen.

Die ukrainische Hauptstadt Kiew lag am Dnjepr und war täglich Ziel von Angriffen. Die Regierung war deshalb nach Lwiw verlegt worden.

Offenbar drohte nun eine weitere Invasion, und der französische Präsident hatte angekündigt, eine französische

Legion aufzustellen. Außerdem forderte er die Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft und der Nato auf, Frankreichs Beispiel zu folgen. Wörtlich sagte er: »In der Ukraine wird sich das Schicksal der Menschheit entscheiden.«

Auch in Asien brodelte es. Es gab drei Krisenherde. Der Iran machte Stimmung gegen Israel und schmiedete eine »Allianz Allahs«. Das war jedoch wohl schwierig, denn die Glaubensrichtungen der arabischen Welt waren sich selbst nicht einig.

Die Großmacht China intensivierte seine Vorbereitungen zur Eroberung der vorgelagerten Insel Taiwan. Hier jedoch machte das wohl mächtigste Land der Erde, die United States of Amerika, unmissverständlich klar, dass sie Taiwan helfen würde. Und das Land Nordkorea drohte immer wieder mit Angriffen auf ihr Nachbarland Südkorea.

Das reichte aus, um die Welt ins völlige Chaos zu stürzen. So würde es auch geschehen. Die Kriegsparteien würden sich noch fast eine Dekade die Köpfe einschlagen, ehe sie die Nuklearwaffen einsetzten. Am 17. Juni 2037 kam dann der Tag des Jüngsten Gerichts. Im westlichen Volksmund auch als »Judgement Day« bezeichnet. Das Ende der Welt, oder vielmehr der menschlichen Zivilisation.

Ich trank noch einen Kaffee und dachte über die Menschen nach. Ich selber war auch einer, und die Ärzte im 21. Jahrhundert NGZ hatten mich sogar als Terraner bezeichnet, als sie mich untersucht hatten. Kam ich also in meiner Zeitlinie von diesem Planeten? Jedenfalls war diese Menschheit völlig zerstritten.

Eleonore kam mit einigen Taschen in den Frühstücksraum.

»Ich war shoppen«, sagte sie vergnügt. »Ich kann Frauen verstehen, die eine große Freude daran haben, Unmengen an Geld für Klamotten und andere Dinge auszugeben. Ich habe euch auch etwas mitgebracht.«

Sie legte zwei flache Rechner auf den Tisch. Auf ihren Displays waren Symbole zu erkennen. Einen für Jevran und einen für mich.

»Das sind iPads. Ich habe sie gekauft und eingerichtet. Seht euch die Social-Media-Bereiche genauer an. Sie vermitteln ein gutes Bild der Gesellschaft, in der wir uns befinden.«

Sie hatte auch so ein Gerät. Sie trug eine enge schwarze Lederjacke, ein weißes Top, das bauchfrei war, und enge Leggings und halbhohle Stiefel. Sie sah hinreißend aus.

Eleonore stellte eine Tasche neben mich.

»Da sind deine Kleider.«

Ich navigierte durch die Kommunikationsplattformen und Nachrichtendienste wie X, Facebook, Instagram und Telegram. Zum einen wurden mir viele halbnackte Frauen gezeigt, die Selfies von sich gemacht hatten und von ihrer tollen Welt schrieben oder wie notgeil sie seien.

Dann gab es viele Postings mit Katzen, was wohl niedlich sein sollte. Sogenannte Memes mit Politikern und Stars wurde für bestimmte Situationen genutzt, oftmals mit einer Sprechblase. Die politischen Diskussionen wurden aufgrund des »Anti Hate & Crime & Racist & Gender Act von 2026« moderiert. Nutzer konnten gemeldet werden, zuvor

aber kamen sie an den virtuellen Pranger. Das bedeutete, ihr Chatverlauf und Browserverlauf sowie private Fotos und Videos konnten veröffentlicht werden. Anschließend wurde der "böse" Benutzer gelöscht und der Zugang für die Person auf Lebenszeit verweigert. Eine Künstliche Intelligenz suchte dabei permanent nach anrühigen Beiträgen. Natürlich war die Kommission des AH-CRGA auf Meldung von Benutzern ebenso angewiesen. Die Liste der anstößigen Nachrichten war lang. Natürlich gab es Dinge, die man sich bei einer gepflegten Konversation ersparen sollte, doch offenbar gab es sehr, sehr viele Fettnäpfchen, in die man bei einer Diskussion treten konnte.

Auf dem Display leuchtete nun eine Warnmeldung: »Achtung, dieser Beitrag wurde im Rahmen des AHCRGA als widerrechtlich eingestuft. Die Löschung wurde beantragt. Weiterlesen erfolgt auf eigene Gefahr.«

Na dann. Ich klickte drauf. Nutzer RoterSternParsisForever5718 schrieb: »Die transatlantisch-kapitalistisch-jüdisch-militärische Rothschild und Bilderberger Verschwörer sind mal wieder tätig. Glaubt ihnen kein Wort. Die bereiten die Invasion auf Russland vor. Aber die tapferen russischen Soldaten werden die europäische Transenarmee zerschlagen!«

»Interessant, welche Beiträge du liest«, warf Eleonore ein. »In der Tat gibt es künstliche Intelligenzen, die Hetzschriften sogar entwerfen und verteilen. Allerdings erscheint mir der Nutzer real, denn er kann nicht einmal den Namen seiner Stadt korrekt schreiben. Jedenfalls sind die sozialen Medien vor

allem eine Wiese für Propaganda. Ob im großen Stil oder einfacher Bürger. Jeder präsentiert sich so gut es geht und lügt dafür auch. Das ergeben zumindest meine Analysen.«

Heuchler!

Doch hatte sich im 21. Jahrhundert NGZ so viel daran geändert? Die Cairaner hatten eine ganze Galaxis belogen und den Posizid und die Datensintflut für ihre Zwecke missbraucht. Und die Meinungsmacherin Rasha war auch nicht das, was sie vorgegeben hatte. Sie war eine Spionin dieser Takhal Gud Looter.

Täuschung und Heuchelei war Taktiken, die oft von Humanoiden angewendet wurden. Ich war eher der gradlinige Typ.

»Die Onlinedienste von Russland, China und Iran sind weitaus stärker zensiert als die Westlichen«, stellte Jevran Wigth fest. »Ein wenig erinnert das sogar an die Datensintflut, denn vieles, was dort steht, ist entweder frei erfunden, übertrieben oder wurde heruntergespielt.«

Es ging nicht nur um die Konflikte der Welt in den Diskussionen, die Leute kriegten sich auch wegen viel weniger in die Haare. So wurde gestritten, ob es Geschichtsrevisionismus sei, wenn schwarze Schauspieler weiße Rollen spielen würden, um die Diversitätsanforderungen zu erfüllen. Doch weiße Schauspieler durften keine Schwarzen spielen, denn das sei Blackfacing.

Hass und Ablehnung erfuhren jene, die behaupteten, dass es nur zwei Geschlechter gab. Es gab Boykottaufrufe gegen solche Nutzer, die auch recht erfolgreich zu sein schienen. Ein weiterer

Streitpunkt war das Klima. Auch hier führten die Befürworter und Gegner eines möglichen Klimawandels hitzige Diskussionen.

Es schien so, als seien alle Zweifler des Klimawandels sowie Anhänger der These der zwei Geschlechter allesamt rechtsradikale weiße alte Männer. Die andere Seite waren aufgeweckte, moderne junge Leute, die die Welt retten wollten. Zumindest auf den ersten Blick.

Mir fehlten die Visionäre. Blickte denn kein Mensch zu den Sternen und träumte von Reisen zu fremden Planeten? Die Moral dieser Gesellschaft auf jeder Seite erschien mir unehrlich. Die Regierungen von Russland, China, Iran und Nordkorea waren, soweit ich das beurteilen konnte, Diktaturen oder Halbdiktaturen und behaupteten trotzdem von sich, Demokratien zu sein.

Jeder wollte in einem guten Licht dastehen und tat trotzdem dunkle Dinge. Das war im Kleinen wie im Großen so. Die einen verwendeten eine auffällige naive Sprachweise, die anderen hingegen eine betont derbe Sprache. Es wurde diskutiert, ob bestimmte Wörter verwendet werden sollten oder nicht besser verboten gehörten. Ich überflog endlose Diskussionsthreads zum Thema Gendern und Geschlechter. So gab es Fraktionen, die behaupteten, dass Geschlechter nur eine Erfindung von weißen Männern seien, was ein Widerspruch in sich war. Biologische Merkmale wurden ignoriert.

Für diesen Planeten und die menschliche Spezies waren die Geschlechter biologisch relativ eindeutig. In der Milchstraße gab es durchaus Völker, die mehr als zwei Geschlechter hatten

oder die Geschlechter in sich vereinten. Es gab Haluter, es gab die Zwotter – und Roboter und Androiden durften man nicht vergessen. Doch das war die Milchstraße und nicht ein Planet mit begrenzt intelligenten Lebensformen. Es gab natürlich Ausnahmen auch auf der Erde, die jedoch deutlich in der Minderheit waren. Offenbar glaubte jeder das zu sein, was ihm in den Kram passte. Heute ein Mann, Morgen eine Frau und Übermorgen ein Hund. Das mochte phantasievoll sein, ich empfand es jedoch als dekadent und dumm. Die Menschen schienen mit sich selbst beschäftigt zu sein, dabei agierten sie in einem sehr begrenzten geistigen Horizont und nur mit geheuchelter Empathie. Es schien mir so, als sei es schick, sich mit hochtrabender Moral zu brüsten, die man jedoch nicht verinnerlicht hatte.

Den Menschen fehlte die feste Hand eines aufrichtigen, globalen Imperiums. Die Ideologien der Reichen waren nicht geradlinig. Der sogenannte Westen beanspruchte Demokratie und Freiheit für sich und setzte dabei auf den Kapitalismus. Geld würde alles regeln. Russland und China waren nicht so frei, sie zensierten mehr, sahen sich aber auch als Demokraten, waren Kapitalisten und früher Kommunisten. Unterm Strich ging es wohl einfach um die Erweiterung von Macht und Vergrößerung der Territorien. Schon allein die halbe Stunde in diesen sozialen Medien zeigte mir, wie uneins die Menschen waren und wie gerne sie sich – hier zumindest verbal – bekriegten und wie wenig jemand von seiner eigenen Position abwich. Ich hätte mich noch stundenlang durch die



Threads wühlen können, doch wir wollten Claude Chevalier finden.

»Brechen wir in die Rue Mazarine auf«, schlug ich vor.

Vor dem Hotel trafen wir Cilgin At-Karsin und Kuvad Soothorn. Der Springer wirkte, als hätte er die Nacht durchzech. At-Karsin war in Begleitung. Das Wesen an seiner Seite war schillernd, trug eine goldene Perücke, war bunt geschminkt und in einem engen Ganzkörperanzug gekleidet. Ich erkannte sowohl männliche als auch weibliche Wölbungen. Die beiden hielten Händchen.

»Das ist mein Auftraggeber, Nathaniel Green«, sagte At-Karsin zu dem Menschen.

»Salut, ma belle«, sagte das hochgewachsene Wesen. »Je suis de la poussière d'étoiles.« Es fuhr sich mit den Fingern durch das goldene Haar.

»Ein neuer Freund?«

At-Karsin lachte. Es war das erste Mal, dass der Hauri wirklich glücklich wirkte. Ich kannte ihn sonst nur als steifen, verschlagenen Bürokraten.

»Poussie ist Dragqueen im Theatre des Abbesses. Kuvad und ich waren gestern dort und haben die Kunst des Alternativen hautnah erlebt, Herr Kopfgeldjäger. Poussie ist aufgeschlossen. Es ist aus Sternenstaub.«

Ich schwieg.

Karsins Begleiter fuchtelte mit den Armen.

»Ich bin geboren aus Sternenstaub. Heute ein Mann, morgen eine Frau und übermorgen ein Kakadu, Cherie! Nennt mich Sternenstaub. Das ist mein Künstlername.«

Es kicherte und sagte: »Ich demonst-

riere für die Freiheit der Unterdrückten auf dieser Welt.«

Auf der anderen Straßenseite versammelten sich einige Demonstranten.

»Ach, das sind also die Islamisten«, meinte Eleonore unbekümmert.

»Vorsicht«, mahnte Wigth. »Ich habe mich informiert. Die Muslime sind in dieser Epoche der Menschheit religiös sehr fanatisch und nicht aufgeschlossen. Nur weil sie in der westlichen Welt leben, bedeutet das nicht, dass alle von ihnen Demokratie und Freiheit wollen. Es gibt einige, die sich ein islamisches Kalifat wünschen. Besonders die Frau ist im Islam noch untergeordnet. Es ist paradox, dass ausgerechnet viele westliche Frauen den Islam fördern.«

Ich sah einige Frauen mit Kopftüchern, andere trugen Schleier, und andere waren ganz verhüllt. Offensichtlich war das kein modischer Gag, sondern hatte eine tiefgründige Bedeutung.

Sternenstaub winkte ab.

»Das ist die typische Vorstellung eines Mannes, Cherie! Denke nicht mit deinem Lümmel. Die Frauen tragen ihre Vermummung gerne und sind die Tonangebenden im Haus. Ich geh jetzt mal zu meinen Freunden.«

Sternenstaub drückte At-Karsin einen dicken Schmatzer auf die Lippen, winkte noch einmal und stolzierte zu einer anderen Gruppe skurril aussehender Menschen.

»Der Krieg zwischen Israel und die vielen Toten auf beiden Seiten heizt die Stimmung noch mehr an. Die Palästinenser sind militärisch unterlegen. Es sterben mehr von ihnen. Sie sind aber nicht bereit aufzugeben und sehen sich als Freiheitskämpfer«, fuhr Wigth fort.

»Für andere sind es dann Terroristen«, sagte Cilgin At-Karsin. »Die wirken hier aber friedlich. Wie meine kleine Poussie.«

Die Demonstranten wurden von vermummten Männern, aber auch ganz normal aussehenden Leuten begleitet, die vermutlich keinen islamischen Hintergrund hatten.

»Es gibt solche und solche«, sagte Jevran Wigth. »Das islamistische Gefühl ist vor allem entstanden, weil Perry Rhodan nicht die Menschheit vereint hatte, denke ich. Rhodan hatte den Grundstein gelegt, dass Israel und Palästina friedlich lebten. Durch moderne Technologien gab es auch viel mehr Lebensraum, und Wüsten konnten fruchtbar gemacht werden. Die Konflikte, die durch die islamische Revolution 1979

entstanden waren, wurden in den 80er Jahren überwunden. Mit der Erforschung des Weltraums erweiterte sich der Blick der Menschen, und der Fanatismus und Hass wich dem Pioniergeist. Und es gab die Möglichkeit, Kolonien zu gründen. So konnten sich verfeindete Gruppen aus dem Weg gehen.«

Das passierte also mit den Menschen, wenn sie keine echten Visionen mehr hatten. Es war gut möglich, dass sie evolutionär einfach nur diese eine Chance hatten, die ihnen Perry Rhodan 1971 geboten hatte, und sie nun degenerierten.

Wir bahnten uns einen Weg zwischen den Demonstranten zur U-Bahn-Station und machten uns auf den Weg zu Claude Chevalier, der vielleicht der Schlüssel der Zeitveränderungen war.

Terra 1785 – Rückkehr nach Eutin

Der Kosmogene Segler glitt im Regen über die aufgewühlte Ostsee. Das Raumschiff nahm Kurs auf die Lübecker Bucht. Der Name war ihm inzwischen längst bekannt

Aurec scannte die Gegend. Es gab keine fünfdimensionalen Energiewerte, noch nicht einmal Elektrizität. Daraus schloss er, dass er nicht allzu weit in die Zukunft gereist war. Die Messungen wiesen eine Außentemperatur von nur fünf Grad aus. Er musste also in einer kalten Jahreszeit angekommen sein.

Der Segler erreichte schnell die Außenbezirke von Eutin und landete mit aktiviertem Tarnfeld einige hundert Meter vor dem Tor zur Stadt.

»Pass auf das Raumschiff auf«, sagte

Aurec zum Posbihund Bencho und streichelte ihn, ehe er das Schiff verließ und den restlichen Weg zu Fuß bestritt. Auf der Straße kamen ihm Bauern mit Karren entgegen, der von zwei Pferden gezogen wurde. Hinter ihnen trabten zwei Kavalleristen her. Ihre Mode entsprach dem, was Aurec 1776 gesehen hatte. Die Reiter trugen Dreispitze, blaue Uniformen und Stiefel. Einer von ihnen sah Aurec so an, als würde er ihn erkennen, was so gut wie unmöglich war.

Aurec ging vorbei und hielt auf das bewachte Stadttor zu. Ein älterer uniformierter Mann wollte den Anlass von Aurecs Aufenthalt wissen. Aurec antwortete, er sei zum Handeln hier und besuche alte Freunde, wie den Grafen

Leopold von Stolberg. Der Mann ließ ihn passieren. Die Straße führte zum Markt. Von weitem sah Aurec die St. Michaelis Kirche. Er betrachtete die Marktstände mit dem frischen Obst und Gemüse. Es duftete nach frischem Brot und gegrilltem Fleisch.

Es war kalt. Aurec zog es vor, in eine der Gaststätten zu gehen. Er bemerkte, dass an einem der großen Gebäude aus rotem Backstein gearbeitet wurde. War das nicht das Rathaus? Jedenfalls wurden zur Marktseite hin ein Anbau vorgenommen, der mit einer Ziegelfassade versehen wurde, was den Übergang vom Spätbarock zum Klassizismus symbolisierte. Aurec war über sich selbst

erstaunt, sich so etwas gemerkt zu haben. Er hatte die gängigen Schriften über Eutin aus dessen Zukunft in den letzten Wochen gut studiert. Doch der Umbau dieses Gebäudes gab ihm einen wichtigen Hinweis. Der Herzog von Oldenburg, Friedrich August, war tot. Der Umbau dieses Gebäudes war die Errichtung des Witwenpalais für die Herzogin. Er musste sich demnach irgendwann in zweiten Hälfte des Jahres 1785 oder im Jahre 1786 befinden.

Aurec ging in eine Schenke und bestellte ein Bier, ein Brathähnchen und etwas Brot. Pommes mit Ketchup kannten die Leute vermutlich noch nicht. Auch misstraute er der Sauberkeit der

Der Kosmogene Segler von Raimund Peter



Lebensmittel. Das Hähnchen war gegrillt, das Brot frisch gebacken und das Bier gebraut. Die Wahrscheinlichkeit von Keimen war damit gering. Während Aurec aß, kamen zwei Männer herein. Der eine war hochgewachsen und trug einen langen Kutschermantel. Er blickte grimmig drein. Der andere wirkte galanter. Er hatte ein längliches, freundliches Gesicht. Der Bärtige blickte mich an. Ich widmete mich wieder dem Essen.

»Don Diego de la Aurec«, rief der Mann mit dem Bart.

Ich sah ihn an. Jetzt dämmerte es mir.

»Bernhard von Hollen!«

Die beiden kamen zu mir. Von Hollen umarmte mich kräftig.

»Eure Hoheit, es sind neun Jahre vergangen. Es ist schön, dass Ihr den Weg zurück in unsere bescheidene Stadt gefunden habt.«

Ich bedankte mich für die freundliche Begrüßung und erkundigte mich nach Stolberg.

»Der Graf ist im Auftrag des Fürstbischofs in Sankt Petersburg am Hof der Zarin. Ihr habt ...« Er zögerte. »Der Herzog Friedrich August ist im Juni des Jahres bei einem Ausritt verschieden.«

»Das ist bedauerlich.«

Ich stellte die Frage nach dem Nachfolger, obwohl ich die Antwort kannte. Doch ein Besucher aus Kalifornien wusste sie bestimmt nicht. »Sein Neffe, Peter Friedrich Ludwig, ist nun Administrator. Er weigert sich aus Respekt vor Friedrich Peter Wilhelm, den Titel Herzog anzunehmen. Er ist zumindest Fürstbischof und de facto auch der Herzog.«

Friedrich Peter Wilhelm war nach dessen Begegnung mit Medvecâ und

Nistant als Kind mental mehr als instabil. Auf Drängen von Zarin Katharina war er schließlich 1777 für geisteskrank erklärt und von der Thronfolge ausgeschlossen worden. Natürlich hielt wohl jeder die Begegnung mit einem Vampir und einen Untoten für wahnsinnige Hirngespinnste des Kronprinzen. Aurec wusste es besser.

»Stolberg informierte die Zarin über den Tod.«

Sein Begleiter räusperte sich.

Von Hollen duckte sich demütig.

»Wo bleiben meine Manieren. Ich habe die Ehre vorzustellen: Johann Heinrich Voß, Rektor des Gymnasiums von Eutin. Er ist ein Freund Stolbergs.«

»Er hat mir tatsächlich von Ihnen erzählt, Fremder aus Übersee. Es freut mich. Sagt uns, was führt Euch her? Und das noch kurz vor dem Winter.«

»Oh, durch die Reise habe ich das Zeitgefühl verloren. Manchmal kommt es mir doch noch wie Sommer 1776 vor. Welchen Tag haben wir heute?«

Voß lachte, dann blickte er Aurec verwirrt an, als er merkte, dass dieser es ernst meinte.

»Wir schreiben den 21. November des Jahres 1785«, sagte Voß.

»Wohlan. Ich suche nach einer Unterkunft. Vermutlich werde ich im Schloss nicht mehr willkommen sein, solange Gustav Larsen noch der Haushofmeister ist?«

»Das ist er noch. Und ich bin Kammerdiener und Hauptkutscher«, erwiderte von Hollen. »Sicherlich dürfte Fürstbischof Peter neugierig auf Euch sein, doch ich weiß nicht, ob er Zeit hat. Er ist in großem Gram«, ergänzte der Kutscher und bestellte sich ein Bier.

Trinken und fahren waren damals noch erlaubt.

Voß schien Aurecs fragende Blicke zu bemerken.

»Vor nicht einmal einen Monat gebar seine Gemahlin, Friederike Elisabeth Amalie Auguste von Württemberg, ein Kind, welches keinen Atemzug mehr tat, dessen kleines Herz nicht schlug, dessen königliche Seele bereits zum Herrn gegangen ist. Überdies leidet sie an einer Krankheit. Sie ist sehr schwach«, berichtete Voß betrübt.

Eine Totgeburt war zu dieser Zeit nichts Ungewöhnliches. Die terranische Medizin war im Grunde genommen bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts eher ein Glücksspiel.

»Welche Beschwerden äußert ihre Krankheit?«

Von Hollen räusperte sich.

Aurec verstand nicht.

»Nun, was Kutscher von Hollen unbeholfen zu sagen versucht, ist, dass die Gelehrten offenbar nicht genau wissen, woran sie leidet. Ihre Gesundheit war stets zart, doch von der Totgeburt hat sie sich nicht erholt. Es scheint eine Anämie vorzuliegen. Des Fürstbischofs Herz ist in großer Sorge.«

Das war verständlich. Aurec dachte an Kathy Sclar. Als er sie 1308 NGZ für immer verlor, hatte es ihm das Herz zerbrochen und ihn innerlich getötet. Nichts hatte seine Trauer und seinen Kummer vergessen machen können. Es gab Männer, für die nur eine einzige Frau im Leben zählte – diejenige, mit der sie für immer verbunden sein wollten. Aurec hatte diese ständigen Partnerwechsel bei einigen Leuten nie verstanden. Dazu war er zu romantisch,

zu vertrauensselig. Fürstbischof Peter fühlte genauso. Aurec wusste aus seinen Recherchen, dass Friederike schon bald sterben würde. Peter würde nie wieder heiraten und fortan in Trauer und Melancholie sein Leben als »erster Diener des Staates« dem Herzogtum widmen.

Peter Friedrich Ludwig würde das Herzogtum als Administrator zu einer Blüte führen und sogar Napoléon Bonaparte treffen. In seiner über 40 Jahre andauernden Regentschaft hatte er zahlreiche Reformen für die Bürger eingeführt. Doch wie passte das in die Machenschaften von Fürst Medvecâ und dessen Handlanger Gustav Larsen? Das musste Aurec herausfinden.

»Voß, können Sie mir dennoch eine Audienz beim Fürstbischof arrangieren? Vielleicht darf ich auch im Schloss nächtigen, was vermutlich Gustav Larsen missfallen wird.«

»Nun, ich werde mich bemühen. Der herzogliche Hausseggen hängt derzeit noch schief. Die Witwe von Friedrich August misstraut Peter Friedrich Ludwig, seit er vor neun Jahren zum Koadjutor gewählt wurde. Ulrike Friederike Wilhelmine hatte bis zuletzt auf eine Regentschaft ihres Sohnes und ihrer selbst als Nachfolgerin gerechnet. Dabei will der Fürstbischof wirklich nur das Beste für die Familie. Am Markt wird der Witwenpalais gebaut, und aus Respekt vor seinem Vetter Peter Friedrich Wilhelm verweigert er, den Titel Herzog zu tragen«, führte Voß aus und ließ sich einen Wein von der beleibten Kellnerin bringen.

»Was ist aus dem Sohn des Herzogs geworden?«, wollte Aurec wissen. Zwar

kannte er das Todesjahr – 1823 –, doch viele Details waren ihm unbekannt.

»Nun, seit dem Jahre 1777 wohnt der regierungsunfähige Kronprinz im Schloss zu Plön. Es fehlt ihm dort an nichts. Sein Geisteszustand ist jedoch weiterhin instabil. Es heißt, im einen Moment sei er friedlich und bestaunt die Schönheit der Blumen und im anderen kann er jähzornig und auch tötlich werden. Nahezu täglich spricht er vom Jüngsten Gericht, und wir sollten alle bußfertige Männer werden.«

Peter Friedrich Wilhelm hatte die Begegnung mit Medvecâ und Nistant niemals überwunden. Er war für sein Leben gezeichnet. Immerhin war seine Irrenanstalt ein Schloss, doch ein freier Geist hinter Gittern war vielleicht die höhere Strafe.



Johann Heinrich Voß gewährte Auerk Platz in seinem Haus als Gast für die Nacht. Dort lernte er seine Gattin Ernestine kennen, die wie Voß literarisch begabt war. Voß selbst war nicht nur Rektor der Eutiner Schule, sondern auch Dichter und Übersetzer antiker Geschichten, wie die Odyssee des griechischen Dichters Homer.

Aurec merkte, dass Voß einen unabhängigen, aufgeklärten Geist besaß und sehr intelligent war. Er war wohl einer dieser Menschen, die ihrer Zeit voraus waren. Er fragte ihn, während sie zu Kaffee und Kuchen saßen, was er über Haushofmeister Gustav Larsen wisse und ob er jemals einem Fürst Medvecâ begegnet sei.

»Nun, der Herr Haushofmeister ist

ein gewissenhafter und intelligenter Mensch, der zu Sarkasmus und Zynismus neigt«, sagte Voß.

»Er ist ein unangenehmer Mensch. So glatt wie der Aal eines Fischers aus Sierksdorf«, warf Ernestine ein. Aurec konnte beiden zustimmen.

»Einem Fürsten Medvečâ bin ich nicht begegnet. Wenngleich es durchaus Geheimniskrämereien am Hofe des Herzogs gab. Ich nahm an, es hätte mit der Freimaurerloge zu tun.«

Voß nahm einen Schluck Kaffee. Dann schien ihm etwas einzufallen. »Hm! Wo Sie diesen Fürsten erwähnen, so gab es doch eine kuriose Begebenheit. Ich erhielt zu meinem Umzug in dieses Haus ein Geschenk von Larsen. Das Gemälde einer schönen Frau. Larsen selber hatte es einst von diesem Fürsten Medvecâ erhalten. Es heißt, sie sei dessen Gemahlin gewesen.«

»Dürfte ich das Bild sehen?«, fragte Aurec aufgeregt.

»Gewiss doch, Don Diego de la Au-
rec.«

Er führte ihn in einen Salon. Aurec erstarnte, sein Herz pochte wild. Über dem Kaminsims hing das Bild einer wunderschönen Frau. Die brünette Haar war hochgesteckt, wie es in dieser Zeit Mode war. Die braunen Augen schienen auf den Beobachter gerichtet. Das Haar, die Augen, die vollen Lippen: Das war Kathy! Er blickte auf Gemälde von Kathy Sclar!

»Erwähnte Larsen, welchen Namen die Dame auf dem Bild trug?«, fragte Aurec benommen.

»Er sagte, das sei Katherina aus dem Lande Rideryon. Es ist seltsam, denn es gibt kein Land mit diesem Namen, und

ich habe auch nichts in den Geschichtsbüchern gefunden. Vielleicht entsprangen die Namen der blühenden Phantasie des namenlosen Künstlers«, erklärte Voß.

Aurec starrte gebannt auf das Bild.

»Vielleicht«, murmelte er, um überhaupt etwas zu sagen.

Es war seltsam, denn er war in der terranischen Vergangenheit, und Kathy Scolar würde erst in 3073 Jahren geboren werden. Und doch blickte er in ihr unvergleichliches Gesicht. De facto war dies das erste Lebenszeichen von ihr seit mehr als siebenhundert Jahren. Das war kein Zufall. Als Kathy im Jahre 1307 NGZ von Medvecâ entführt worden war, hatte er sie zu einer Ylors gemacht. Sie war zur Fürstin der Finsternis geworden und fortan als Katherina bekannt gewesen, ehe Aurec mit Hilfe eines alyskischen Serums ihre endgültige Verwandlung zur Ylors aufgehalten hatte.

»Diese Frau war jedoch nicht in Eutin?«

Ein Hoffnungsschimmer keimte bei Aurec auf. Voß sollte einfach nur ja sagen. Dann gab es die Chance, Kathy zu sehen und zu retten.

»Es ist mir nicht bekannt, dass sie in Eutin weilte. Es heißt, diese Region mit dem seltsamen Namen Rideryon liegt im Großfürstentum Siebenbürgen. Es ist also Teil der Habsburger Monarchie.«

Aurec wusste nicht genau, wo sich dieses Siebenbürgen befand. Vermutlich in Osteuropa. Jedoch war ihm die Habsburger Monarchie durchaus bekannt, war doch Maria Theresia 1776 Gast auf dieser geheimen Konferenz gewesen, die Gustav Larsen im Auftrag von Medvecâ geleitet hatte. Die Herrscherin von

Österreich war seit fünf Jahren tot. Ob ihr Sohn und Nachfolger Joseph II. mit diesem Bund sympathisierte und de la Siniestro finanziell unterstützte?

Aurec starrte noch lange auf das Gemälde. Voß machte aus Aurecs Verhalten eine Tugend und brachte Wein in den Salon. Sie saßen stundenlang dort. Aurec wollte auch gar nicht woanders hin, denn das Bild zog ihn magisch an.

»Die Privilegien des Adels sind grotesk«, stellte Voß als Fazit einer Diskussion über die Gleichheit von Menschen fest. »Friedrich August war zwar ein guter Herzog, doch die Geschichte ist voll mit Despoten und Gaunern. Wir werden erleben, was der neue Herzog diesem Lande bringen wird. Größer gedacht, ob die Bürger diese Form der Regierung noch ewig akzeptieren werden.«

»Es wird immer Herrscher und Beherrschte geben«, wandte Aurec ein. »Die Beherrscher werden keine Krone mehr tragen und die Menschen mit Geld statt der Peitsche gefügig machen.«

»Entnehme ich Ihren Worten, dass es sinnlos sei, sich für Freiheit einzusetzen?«

»Oh nein, werter Voß! Es lohnt sich immer, dafür zu kämpfen. Ich sage nur, dass sich die Erscheinungsformen der Unterdrücker ändern werden. Und ich gebe Ihnen recht, der Dünkel des Adels ist grotesk und sehr abhängig vom Charakter des Herrschers. Das Herzogtum Oldenburg hat jedenfalls Glück.«

Anschließend diskutierten sie über den griechischen Dichter Homer und die Irrfahrt des Odysseus. Es erinnerte ihn an seine Reise durch die Tiefe des Chaos. Das waren Dinge, die er Voß natürlich nicht erzählen durfte.

So aufgeschlossen dieser Mann auf ihn wirkte, sicherlich würde er diese Geschichte nicht verstehen und akzeptieren. Das war so surreal, dass selbst Wesen aus dem 21. Jahrhundert NGZ ihre Probleme damit haben würden. Falls sie denn noch existierten. Aurec wusste nicht, ob überhaupt noch jemand aus seiner Zeitlinie existierte. Die einzige Hoffnung war, dass sich fähige Wesen auf die CASSIOPEIA retten konnten. Das Raumschiff würde sich vermutlich irgendwo zwischen den Zeiten oder in der Tiefe des Chaos aufhalten. Sollte es die CASSIOPEIA nicht geschafft haben, war ohnehin alles verloren und er würde ein einsamer Wanderer zwischen den Zeitlinien sein.

Aurec warf einen letzten Blick auf das Gemälde von Kathy. Sollte sie noch am Leben sein, würde er einen Weg finden, sie wiederzusehen. Eines war ihm dabei klar: Er musste Medvecâ finden.



Am frühen Nachmittag des 22. November 1785 erhielt Aurec eine Audienz bei Peter Friedrich Ludwig, dem Fürstbischof von Lübeck und neuen Regenten des Herzogtum Oldenburgs. Er wurde von einem schweigsamen Kammerdiener wortlos in die obere Etage geleitet. Der dem Audienzsaal vorgelagerte Empfangsraum war nicht leer. An einem Sekretär saß ein vertrautes Gesicht. Es war Gustav Larsen. Er schrieb etwas und ließ sich dabei nicht stören. Aurec sah sich um. Der Raum war komplett in Weiß gehalten. Von der verzierten Decke hing ein großer Kronleuchter.

Auf einem Tisch neben dem Sekretär

stand eine goldene Boule-Uhr. Über dem Zifferblatt thronte ein Adler in seinem Nest. Zu jeder Seite saßen zwei Figuren in ihren Gewändern. Der Mann schrieb etwas, und die Frau las in einem Buch. Aurec ging näher und legte den Finger auf den Adler.

»Bitte nehmen Sie Ihre Hände von diesem wertvollen Schatz. Diese Uhr stammt aus der Zeit von Ludwig XIV. Es würde einem Kammerdiener Stunden seines Lebens kosten, diese Uhr von Ihrem schmutzigen Schweiß zu reinigen«, sagte Larsen ruhig. Dann kritzelte er zu Ende und legte die Feder zur Seite. Seufzend erhob er sich und blickte Aurec ernst an.

»Wo ist der Fürst?«, fragte Aurec gerade heraus.

»Pardon? Friedrich Wilhelm Ludwig ist Fürstbischof von Lübeck und Regent des Herzogtums Oldenburg. Er weigert sich, aus mir unverständlichen Gründen, den Titel des Herzogs anzunehmen. Er ist jedoch kein Fürst.«

»Medvecâ!«

»Ich hörte, Ihr ersucht um eine Audienz mit dem Regenten des Herzogtums Oldenburg und nicht mit dem Fürsten Medvecâ. Wünscht Ihr eine Absage? Das wäre durchaus peinlich, denn der Fürstbischof wartet im Audienzsaal. Die Laune seiner Hoheit ist gelinde ausgedrückt unleidig bis grämlich. Sein dritter Sohn kam vor wenigen Wochen als toter Kadaver zur Welt, und seine Frau wurde von einer Krankheit dahingerafft. Eure Anwesenheit ist deshalb bestenfalls störend, ich empfinde sie als empörend und sekkant.«

Larsen sprach diese Beleidigungen charmant aus. Er erhob sich, räusper-

te sich und streckte die Hand aus in Richtung Seitentür. Ich ging voraus. Ein Kammerdiener öffnete die Tür. Sie führte in einen Raum mit zwei blauen Thronen auf der rechten Seite. Dort saß der designierte Herzog von Oldenburg. Er wirkte nachdenklich und betrübt. Seine Körperhaltung war schlaff, der Blick ging ins Leere.

Larsen räusperte sich.

Stille.

»Ich habe Ihr Kommen vernommen, Haushofmeister Larsen«, sagte Peter Friedrich Ludwig leise. Sein Blick war nun auf Larsen und Aurec gerichtet. Der Regent zwang sich zu einem müden Lächeln. Peter Friedrich Ludwig war dreißig Jahre alt. Er trug eine blaue Jacke, über der eine rote Schärpe hing. Auf seinem Kopf saß eine braune Perücke, wie es zu dieser Zeit noch üblich war. Er wirkte müde und traurig.

Aurec trat vor und machte eine Verbeugung.

»Ich bekunde meine Anteilnahme über die Sorge wegen Eurer Gemahlin und den Verlust Eures Jüngstgeborenen.«

Peter Friedrich Ludwig blickte ihn ernst an. Aurec wusste, dass er ihm nicht helfen könnte. Peters Frau würde in zwei Tagen ihrem Leiden erliegen.

»Ich war im Jahre 1776 Gast eures Onkels. Nun hat mich mein Pfad erneut hierher verschlagen, und ich hielt es für angebracht, dem Eutiner Hof einen Besuch abzustatten.«

»In der Zeit Eures Besuchs verweilte ich in England. Mein Vetter sprach in freundlichen Worten von Euch. Eure Gesellschaft hatte ihm gutgetan. Ich danke Euch dafür. Nun, fühlt Euch als

Gast in meinem Schloss willkommen. Gustav, stellt ihm ein Gemach zur Verfügung.«

»Wenn Ihr es denn wünscht«, murmelte Larsen unzufrieden.

»Das tue ich. Sowohl mein Vetter als auch mein Onkel erwähnten, Ihr seid ein intelligenter und aufgeschlossener Adliger aus Amerika. Ich wünschte, die Zeiten wären anders, so hätten wir lange diskutieren können, doch dunkle Wolken liegen über unserem Leben. Jedenfalls gastiert im Schloss, bis Ihre Eure Angelegenheiten erledigt habt. Gestattet, dass ich mich zurückziehe, um mich um meine Gattin zu kümmern.«

»Ich danke euch, Fürstbischof«, sagte Aurec und verbeugte sich.

Peter Friedrich erhob sich und ging in den Nebenraum. Aurec wusste von seinem letzten Besuch, dass dort das Gemach der Ehefrau lag. Im Anbau rechts befand sich das Büro des Regenten. Eine geheime Tür mit einer Treppe führte eine Etage tiefer zu seinem Schlafgemach. Es war in der damaligen Zeit üblich, dass vor allem aristokratische Ehepaare getrennt schliefen und das Bett nur für sexuelle Akte teilten.

In diesem Fall wollte Peter seiner Frau vermutlich einfach nur nahe sein, um sich von ihr zu verabschieden.

»Nun denn, Kammerdiener, führt mich in mein Gemach«, sagte ich zu Gustav Larsen.

»Haushofmeister«, korrigierte dieser mit hochgezogener Augenbraue.

»Lakai von Medvecâ dürfte Ihre Tätigkeit am besten beschreiben.«

»Der Fürst ist eine angesehene Persönlichkeit im Großherzogtum Siebenbürgen. Er unterhält höfische Kontak-

te zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Er wird die Zukunft gestalten.«

»Die Zukunft de la Siniestros«, ergänzte Aurec.

Sie erreichten den Flur. Es wurde kühl, da die Flure nicht beheizt waren.

»Sie können noch Teil der Zukunft der Menschheit werden, anstatt ein Dasein als Vagabund der Zeiten zu fristen. Wie ich hörte, waren Sie zu Gast bei Johann Heinrich Voß?«

»Sie hören viel ...«

»Das ist meine Aufgabe. Ich nehme an, Sie erblickten das Gemälde?«

Aurec blieb gelassen. Er hatte damit gerechnet.

»Sie werden mir verraten, wie ich das Rideryon erreiche, um Kathy zu befreien.«

»Ihr Humor wird nur von Ihrer Infantilität übertroffen«, lautete die Antwort. Es reichte Aurec. Er packte Larsen an dessen Rüschenkragen und drückte ihn polternd gegen die Wand.

»Ihr Fürst wird Ihnen nicht helfen können. Reden Sie!«

»Sonst was, Aurec? Sie sind kein Mörder. Und Sie sollten etwas über Frauen lernen.«

Er ließ den Haushofmeister los.

»Und das wäre?«

Larsen grinste.

»Frauen sind berechenbar. Sie wünschen sich ein Heim, einen Versorger, jemand, der ihnen sagt, sie sind noch hübsch. Die emanzipierten Frauen brauchen auch eine Aufgabe, die ihnen vermittelt, dass sie nützlich sind. Und in der Not arrangieren sie sich mit den bösen Buben, um zu überleben. Sie sollten sich also fragen, ob Sie Kathy Scholar wirklich wiedertreffen

wollen? Möglicherweise werden Sie enttäuscht.«

Aurec dachte über die Worte nach. Natürlich traute er Gustav Larsen nicht, aber vielleicht gehörte es zu seinem Spiel, ab und zu die Wahrheit zu sagen.

»Dürfen wir den Weg fortsetzen?«

Aurec nickte konsterniert. Während sie den Flur entlanggingen, sagte Larsen: »Sie haben Ihre Kathy Scholar in Abwesenheit idealisiert. Sie ist Ihr Lebenstraum. Sie starrten auf Hologramme und wünschten sich eine gemeinsame Zukunft. Sie dachten an ihre tiefen braunen Augen, ihre sinnlichen Lippen. Waren Sie denn nie auf den Gedanken gekommen, dass diese Lippen die eines anderen Mannes küssen würden? Oder noch ganz andere, ungezogene Dinge machen würden? Nein?«

Larsen verstand es, Aurec zu verletzen.

»Sie müssen noch etwas lernen, Aurec!«

Wir erreichten mein Zimmer.

»Frauen sind der wertvollste Gegenstand, den ein Mann besitzen kann. Doch sie sind ein Gegenstand. Ein Mann sollte sein Handeln und sein Denken nicht der Laune einer schönen Frau unterwerfen. Sie sind ein jämmerlicher Sklave Ihrer verlorenen Liebe. Schließen Sie sich uns an, und der Fürst würde Ihnen Kathy als Geschenk machen. Gute Nacht!«

Larsen drehte um und ging den Flur entlang. Aurec blickte ihm nachdenklich hinterher.



Es war kalt und dunkel an diesem Morgen des 23. November 1785, doch Aurec hatte es vorgezogen, früh durch den Barockgarten zu spazieren. Was tat er nur in dieser Zeit? Das Gemälde von Kathy und die indirekte Bestätigung von Gustav Larsen, dass es sich tatsächlich um Kathy handelte, hatten ihn aus der Bahn geworfen. Seine Gedanken kreisten mehr als sonst um seine geliebte Terranerin. Fragen über Fragen ratterten durch seinen Kopf. War sie nach 738 Jahren noch am Leben? Falls ja, war sie noch dieselbe oder hatte sie einen anderen Gefährten gefunden. Oder schlimmer, hatte sie sich aus Verzweiflung wieder mit Medvecâ alliiert? Vielleicht war es das, was Larsen meinte, als er sagte, sie sei nicht mehr die Kathy, die Aurec kannte.

War der Ausblick, den DORGON ihm damals auf das Schicksal von Kathy gewährt hatte Wahrheit oder eine Täuschung gewesen? Sie war in dieser Vision mit einem anderen Mann zusammen und glücklich gewesen. War es das, worauf Larsen angespielt hatte, dass Frauen pragmatisch dachten und sich mit dem Leben arrangierten, während Aurec romantisch und naiv ihr hinterhertrauerte?

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Eines wusste Aurec jedoch ganz genau. Er würde sich Medvecâ nicht anschließen. So schwer Aurecs Herz auch war, so sehr es schmerzte, ihn die Sehnsucht nach Kathy geradezu lähmte, so standen er und Larsen doch auf unterschiedlichen Seiten. Ihm Kathy als Geschenk anzubieten, war grotesk. Sie war eben kein Gegenstand. Das war ein grundlegender Unterschied zwischen ihm und

Larsen – und auch zu Medvecâ. Der Respekt vor einem Lebewesen. Die Liebe zu einem bestimmten Wesen. Aurec hatte in den vergangenen fast 800 Jahren viel erlebt und gesehen, was ihn durchaus zu einem verbitterten und moralisch verrohten Saggittonen hätte machen können.

Er hatte viel Verlust und Entbehrungen erdulden müssen, weil er das tat, was er getan hatte. Sein Leben wäre leichter gewesen, wenn er sich dem Quarterium angeschlossen oder in die Dienste von MODROR gestellt hätte. Er hätte nur seine Prinzipien, seinen Anstand und seine Moral opfern müssen. Doch er hätte auch sein Gewissen verloren. Dazu war er nicht bereit gewesen und war es noch immer nicht. Perry Rhodan hatte ihn damals inspiriert. Weiß SAGGITTORA, Aurec war 1285 NGZ noch grün hinter den Ohren gewesen.

Doch schnell war er erwachsen geworden, denn die Ereignisse hatten ihn dazu gezwungen. Die Ermordung seiner Familie, der Putsch, dessen Niederschlagung, der Kampf gegen Rodrom, die Vertreibung seiner Streitkräfte in Saggittor und die Abenteuer mit Perry Rhodan hatten ihn reifen lassen. Die flüchtige Liebe zur Terranerin Shel Norkat hatten ihm eher geschadet. Sie war auf der LONDON gestorben, und Aurec war in ein tiefes Loch gefallen, bis er Kathy Scholar getroffen hatte. Die Terraner hatten es ihm jedenfalls angetan. Aurec war zum Regenten Saggittors geworden und hatte Perry Rhodan im Kampf gegen die Terrororganisation MORDRED und später gegen die Dorgonen geholfen. Rhodan war für ihn ein

Vorbild in jeder Hinsicht. Der Terraner besaß Weitsicht, Güte und Verantwortungsbewusstsein, er war neugierig auf die Rätsel des Kosmos und mutig genug, die Interessen seiner Terraner und der ganzen Galaxis durchzusetzen. Rhodan war voller Tatendrang.

Nun drohte er einfach aus der Geschichte geschrieben zu werden. Die Veränderungen des Moralischen Kodes hatten zu dem Zeitchaos geführt – die Zeitlinien änderten sich. Weichen wurden offenbar schon hier gestellt.

Aurec war kein Kenner der terranischen Geschichte, doch er wusste, dass Gustav Larsen und Fürst Medvecâ nicht in diese Zeit gehörten. Das Geheimtreffen in Eutin zur Förderung von Don Philippe de la Siniestro war in der normalen Zeitlinie bestimmt nicht geschehen. Allerdings verstand er noch nicht, wie das den Aufstieg von Perry Rhodan verhindern würde. Die Begegnung Rhodans mit den Arkoniden war für die Terraner ein Wendepunkt und hatte den Weg zu einer interstellaren Großmacht geebnet. Die Terraner brauchten also eine Begegnung mit einer ihnen wohlgesonnenen außerirdischen Kultur.

Ein Krachen riss ihn aus seinen Gedanken. Er blickte zum Schloss und erkannte eine Gestalt, die aus dem Fenster des Arbeitszimmers des Fürstbischofs kletterte und, als wäre es ein Insekt, an der Hausfassade entlangkrabbelte. Dann stieß es sich ab, breitete seine Flügel aus und segelte über den Barockgarten.

Das war ein Ylors! Fürst Medvecâ!

Aurec rannte durch den Garten, doch schon bald verlor er den Ylors im Dunkel aus den Augen.



Aurec sah den Fürstbischof Peter Friedrich Ludwig den ganzen Tag nicht. Eine Reihe von Ärzten, die zu dieser Zeit als Medicus bekannt waren, erreichten und verließen das Schloss. Sie untersuchten natürlich Friederike von Württemberg.

Auch Gustav Larsen ließ sich nicht blicken. Einzig Bernhard von Hollen traf er beim Gestüt, und der treue Kutscher wusste auch einiges zu erzählen. »Ein Medicus berichtete, dass die Prinzessin Friederike über die Nacht schwächer geworden ist. Es wirkt, als würde ihre Lebensenergie weichen. Die Ärzte sind ratlos«, so von Hollen.

Aurec war es nicht. Fürst Medvecâ hatte seine Hände im Spiel oder vielmehr seine Zähne. Die Ylors würden in dieser Zeit als Vampire bezeichnet werden, ließ man die wissenschaftlichen Erklärungen weg. Wie ein Vampir entzogen sie ihrem Opfer die Vitalenergie, bis es starb. Und dann entschied der Ylors selber über das Schicksal seiner Beute. Ließ er genug Blut übrig, war eine Regenerierung nach dem Tode möglich. Das Ylorsvirus mutierte, und der Tote wurde selber zu einem Ylors. Saugte der Ylors vorher jedoch das Opfer zu sehr aus, starb es einfach.

»Wo verweilt Larsen?«, wollte Aurec wissen.

»Er ist heute Morgen nach Lübeck aufgebrochen und wird erst in drei Tagen zurückerwartet«, sagte von Hollen.

Auf diese Gelegenheit hatte Aurec gewartet. Er kehrte ins Schloss zurück und öffnete das abgeschlossene Zimmer des Haushofmeisters. Mit seinem Mul-

ticom war es einfach, ein metallisches Schloss ohne Schäden zu öffnen. Aurec sah sich um. Es war auf den ersten und zweiten Blick nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Er knackte die Schlösser und durchsuchte den Sekretär.

In einem doppelten Boden in der Schublade fand er eine Ansammlung von Dokumenten, die in einer Schrift verfasst waren, die für ihn unleserlich war. Mit dem Multicom scannte Aurec die Seiten ein und ließ sie von der Mr-Terrapedia-Positronik des Kosmogenen Seglers übersetzen. Der Inhalt überraschte ihn.

Herzog Friedrich August unterzeichnete 1776 ein Geheimabkommen mit Vicente de la Siniestro, welches ebenfalls von Katharina der Großen unterzeichnet worden war. Sollte im Falle des Endes der Herrscherlinie kein geeigneter Nachfolger aus der Schleswig-Holsteiner Blutlinie gefunden werden, wird das gesamte Herzogtum Oldenburg in die Verwaltung von Don Philippe de la Siniestro übergeben. Peter Friedrich Wilhelm war eben nicht regierungsfähig. Er saß in seinem Exil im Schloss Plön. Sollte Peter Friedrich Ludwig etwas zustoßen, entstand ein Machtvakuum. Seine Kinder August und Georg waren noch zu jung, und seine Frau würde morgen sterben. Peter hatte keine anderen direkten Verwandten. Seine Eltern waren bereits 1763 gestorben, sein Bruder Wilhelm August 1774. Natürlich würde man vermutlich Cousinsen und Cousins finden, doch aus diesem Dokument ging hervor, dass diese nicht berücksichtigt werden würden.

Aurec lehnte sich zurück. Das war eine einfache Weise für de la Siniestro, an das

Herzogtum zu kommen. Er würde sich verpflichten, die Ländereien nicht an Spanien abzutreten. Es gab sogar einen Namen für den potenziellen Herrscher: Herzog über Lübeck und Oldenburg de la Siniestro. Das Land würde dem Heiligen Römischen Reich assoziiert werden.

Aurec wusste nun, dass das Leben von Peter Friedrich Ludwig in höchster Gefahr schwebte. Der spätere Herzog von Oldenburg würde erst 1829 sterben. Bis dahin hatte er viel für seine Untertanen erreicht, und war ein sehr aufgeklärter Herrscher.

Aurec musste nun sehr vorsichtig sein. Er verwischte seine Spuren, verließ das Zimmer und schloss mit Hilfe des Multicom die Tür wieder. Er ging den kühlen Flur entlang, es gab keine Öfen in den Fluren. Da es draußen kalt war, war es auch drinnen kalt.

Im Flur rannte ein pausbäckiges Kind mit blondem Schopf herum und stürzte. Der Junge weinte. Eine gestresst wirkende Frau in züchtiger Kleidung eilte hinterher.

»Paul Friedrich August, das geziemt sich nicht für einen Kronprinzen«, sagte sie tadelnd.

Die Gouvernante half dem Jungen hoch. Als sie Aurec sah, machte sie einen Knicks. Er nickte ihr höflich zu und trat näher. »Kinder sollten nicht zu früh Strenge erleben. Sie sollen sich austoben.«

Die Frau sah ihn skeptisch an, als sei er geisteskrank.

»Das entspricht nicht der Erziehungsweise des Adels«, antwortete sie pikiert. »Außerdem verschlechtert der Lärm den Gesundheitszustand der Gemahlin des Regenten.«

Sie drehte sich um, nahm Paul Friedrich August an der Hand und ging den Korridor wieder zurück. Aurec sah ihnen nach, bis sie in einem Zimmer verschwanden.

Dann suchte er Peter Friedrich Ludwig auf. Der Adlige empfing ihn im Vorzimmer zu seinem Audienzraum, weil er seine kranke Frau nicht durch Besuche stören wollte. Der Fürstbischof sah ernst und traurig aus. Aurec erkundigte sich nach dem Befinden von Friederike.

»Ich fürchte, jede Nacht kann die letzte sein«, sagte Peter mit belegter Stimme, während er eine Urkunde unterzeichnete und auf einen Stapel Papier legte.

»Ich mag ein Fremder für Sie sein, Hoheit, doch ich verstehe Euren Schmerz nur zu gut. Meine Familie wurde früh ermordet, und die Liebe meines Lebens ist unerreichbar. Ich kann Euch keinen Trost spenden, doch ich kann die nächsten Tage an Eurer Seite.«

Der Fürst blickte ihn mit einer Mischung aus Bewunderung und Mitleid an. Dann nickte er nur schwach.

»Wenn Ihr Euch meinen Schmerz mit aufbürden wollt, so ist Eure Gesellschaft willkommen.«

Und so nahm er neben dem Fürstbischof Platz. Hin und wieder begab er sich ins Gemach seiner Gattin. Nach dem dritten Mal wirkte er heiter.

»Ihr geht es besser, und sie fragt nach einer Brühe«, frohlockte er. Es war das erste Mal, dass Aurec Peter Friedrich Ludwig lächeln sah. Er schickte den Kammerdiener, um ein Mahl zuzubereiten. Auf einmal schien er voller Tatendrang.

»Ich plane eine Bank zu errichten, welche Witwen und Waisen von Seeleuten und Hollandgängern unterstützen soll. Mir schwebt der Name Ersparungs-Casse vor.«

»Das ist ein nobles Ansinnen«, sagte Aurec – und das meinte er auch ehrlich.

»Die Armen liegen mir am Herzen. Sie haben ja nichts außer ihrer Armut, und das ist betrüblich. Es ist des Staates Pflicht, sich um seine Schwächsten zu kümmern und dies nicht allein der Kirche zu überlassen. Doch das ist nicht so einfach, denn die Kassen sind leer. Der Herzog lebte nicht gerade sparsam.«

Der Kammerdiener brachte uns Wein, Bier und Geflügel.

»Lieber auch Kaffee und Tee. Die Nacht kann lang werden«, bat Peter Friedrich Ludwig. Nach ein paar Minuten brachte der Diener den Tee. Der Herzog nahm das Tablett mit der Brühe und dem dampfenden Tee für seine Frau. Aurec öffnete ihm die Tür und erblickte die Ehefrau. Friederike war blass. Sie lag wie eine zerbrechliche Porzellanpuppe in ihrem Bett.

»Oh, mein geliebter Gemahl. Ich danke Euch für Eure liebevolle Zuwendung«, sagte sie schwach und lächelte. Dann sah sie Aurec und richtete sich im Bett auf.

»Wir waren nicht auf Besuch vorbereitet. Ich sehe doch aus wie das rachsüchtige Biest aus dem Ukleisee.«

Aurec winkte ab.

»Das tut Ihr gewiss nicht, Hoheit!«

Aurec ging zum Fenster und öffnete es. Es dämmerte bereits, und Dunkelheit legte sich über Eutin.

»Frische Luft wird Euch guttun. Und nun lasse ich euch wieder alleine.«

Er verneigte sich und kehrte ins Büro des Haushofmeisters zurück. Die Diener zündeten Kerzen an. Einer von ihnen stieg auf eine Leiter und entzündete die Kerzen des Kronleuchters. Wie mühsam das Leben ohne Elektrizität oder andere Energiequellen wie einen Daellian-Meiler oder einen Nug-Schwarzschild-Reaktor war. In Aurecs Zeit war es üblich, dass Solaranlagen und Konverter ein Haus mit Energie versorgten. Materie wurde in Energie umgewandelt und be-

lieferte die Wohneinheit mit Strom und Wärme. Betrieben wurde ein Konverter mit einem Fusionsreaktor. Davon waren die Terraner im Jahre 1785 noch gut 200 Jahre entfernt, bis Perry Rhodan durch das Treffen mit den Arkoniden diese Technologie kennenlernen würde.

Aurec blickte aus dem Fenster über den Barockgarten. Regen setzte ein. Es war der 23. November 1785. Morgen würde Friederike laut Geschichtsbüchern sterben. Er musste wachsam sein.

Terra 1971 – Verfolgt

Ich rannte um mein Leben.

Perry Rhodan und Reginald Bull waren tot und ich auf der Flucht. Ich rannte durch die Kölner Innenstadt und zog bestimmt jede Menge Aufmerksamkeit auf mich, doch was sollte ich machen? Björn Lessing verfolgte mich, und schon bald würden alle Agenten der IIA hinter mir her sein, da auch Allan D. Mercant tot war.

Während ich durch die Straßen von Köln eilte, ließ ich die Ereignisse Revue passieren. Björn Lessing hatte Perry Rhodan und Reginald Bull in aller Öffentlichkeit in einem Café erschossen, als sie Mercant helfen wollten. Ich hatte überlebt. Lessing jagte mich.

Ich war der nächste.

Wir waren die nächsten, korrigierte Harry. Dein charmanter Chef ist ein Killer. Er würde uns mit seinem grunzenden Lachen skrupellos über den Haufen schießen.

Ich suchte einerseits Schutz und zum anderen meinen Verfolger. War er noch hinter mir her oder war ich ihm entkommen?

Die Menschenmassen gaben mir unfreiwillig Deckung. Beinahe hätte ich einen älteren, kleinen Mann mit Schnauzbart umgestoßen, hielt aber noch inne.

»Pass doch auf, du Sozi-Hippie«, schimpfte der Mann.

»Nun reg' du dich nicht so auf, Alfred«, mahnte seine Frau.

»Halt doch die Klappe, du dusselige Kuh, wenn zwei erwachsene Männer diskutieren«, herrschte er sie an. Ich ging weiter, denn Aufmerksamkeit konnte ich nicht gebrauchen. Dieser Alfred pöbelte weiter in meine Richtung. Nach einer Weile verstummte das Ge-mecker.

Wo sollte ich hin?

Melde Dich bei diesem Enrico, riet Harry.

Ausgerechnet Enrico? Ich wusste nicht, ob ich ihm trauen konnte, denn Björn Lessing schien über meine Schritte Bescheid zu wissen. Vielleicht hatte er ja von Enrico den Tipp mit dem Café bekommen.

Negativ. Enrico erwartete uns in der Luisenstraße und wusste nichts von unserem Aufenthalt im Café. Denk doch mal nach.

Harry hatte recht. Ich nahm die S-Bahn zur Luisenstraße. Enrico wohnte unterm Dach eines fünfstöckigen Hauses, das keinen Fahrstuhl hatte.

Die Tür stand offen. Ich ging hinein. Die Wohnung von Enrico war klein und pragmatisch eingerichtet. Es gab keine Pflanzen, keine Bücher oder Bilder. Sie wirkte sehr spartanisch.

»Endlich sind Sie da«, sagte Enrico. Ich erschrak, denn ich hatte nicht mitbekommen, dass er zu Hause war.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren«, sagte Enrico.

»Rhodan und Bull wurden von Lessing erschossen. Er hat auch den Chef des IIA getötet. Wenn er hierher kommt, sind wir die nächsten.«

Ich hatte Angst. Nur wie sollte mir Enrico weiterhelfen? Der Typ war Volontär bei der Zeitung und kein James Bond. Er drückte mir etwas in die Hand. Es war ein Ticket für einen Flug morgen früh nach Ponta Delgada. Was zum Teufel sollte ich denn auf den Azoren? Und wieso hat Enrico ein Flugticket für mich?

Ich sah Enrico fragend an.

»Du glaubst, der Arm von Lessing reicht so weit?«

»Dort gibt es einen Unterschlupf. Lessing ist das geringere Problem. Der Konflikt zwischen West und Ost tritt in die heiße Phase«, erklärte Enrico und packte Lebensmittel und Wasser in einen Rucksack.

Dann ging es ins Wohnzimmer und schaltete den Röhrenfenster an. Es dauerte etwa zehn Sekunden, bis das Bild

der ARD erschien. Die Sondersendung von vorhin war zum Dauerprogramm geworden.

US-Präsident Richard Nixon warf dem Ostblock und der Asiatischen Föderation ein aggressives Verhalten vor. Er habe am heutigen Tage mit Staatssekretär Breschnew telefoniert. Nixon glaubte, die UdSSR würde in ihren kriegerischen Absichten insbesondere von dem chinesischen Diktator Mao Tse-tung aufgestachelt. Nixon betonte, dass die Streitkräfte in höchster Alarmbereitschaft wären, um auf einen nuklearen Schlag mit voller Härte zu reagieren. Ich wusste, dass in Ramstein Atomraketen stationiert waren.

Enrico ging zum Fernseher und drehte an dem Senderrad.

»Ich habe einen Verstärker für DDR-1«, erklärte er.

Wie aufs Stichwort erschien das Gesicht eines wohlgenährten Mannes mit Brille und braunem Haar. Er trug einen Anzug mit Krawatte. Das war Karl Eduard von Schnitzler.

»... ein bedauerlicher Tritt in eine braune Pfütze des transatlantischen Kapitalismus. Nixon ist stur, weil er die Tatsachen verheimlicht, wohlig unterstützt von dem Herrn Bundeskanzler Willy Weinbrand«, sagte Schnitzler.

»Was sagen denn die Politiker, die selbst erklärten und keineswegs in freien und nicht schon vorbestimmten Wahlen elektierten Herren der Bundesrepublik Deutschland?«

Schnitzler drückte auf ein Abspielgerät.

»Es richten sich die Propagandakanon auf Westeuropa. Die Sozialdemokraten sollten tunlichst zusehen, Farbe zu

bekennen in dieser Krise und nicht eine Stimme des Kommunismus sein. Die Rote Gefahr steht an den Grenzen. Die Bundesrepublik ist bereit, sich zu verteidigen gegen des Honeckers Horden.«

Das war der CSU-Politiker Franz-Josef Strauß.

»Tja, der Strauß mal wieder. Honeckers Horden. Eine freundliche Bezeichnung für die tapferen Soldaten der Nationalen Volksarmee, die zu den Waffen gerufen wurden. Strauß, der Kommunistenfresser. Er wird bestimmt beim Grenzübergang in Bayern mit Seppl-Hosen und Hut und seiner Jagdflinte die modernste Armee abwehren«, sagte von Schnitzler sarkastisch.

»Doch eines, meine lieben Volksgenossen, müssen wir wissen: Das verlogene Regime der Kapitalisten wurde enttarnt. Die haben da oben auf dem Mond was mitgebracht, und der Ostblock muss diese außerirdische Technologie haben. Was soll denn sonst geschehen? Der Nixkann würde uns angreifen. Das ist doch das Ziel dieses Schützenvereins Nato. Sie wollen Sie aus euren Betten zerren und versklaven. Im Namen der Demokratie und des Kapitalismus. Ihre Kinder werden in Umerziehungslager geschickt, wo sie jeden Tag Eide auf Richard dem Nixkann und Willy Weinbrand ablegen müssen. Deshalb müssen wir kämpfen. Wir wollen ja gar nicht den Krieg, aber wenn die Kapitalisten ihn wollen, dann stehen unsere Soldaten bereit. Ich höre, dass wir nun direkt in die Volkskammer schalten. Der Erste Sekretär des ZK, der Genosse Erich Honecker, hält eine Rede an die Volksgenossen.«

Honecker war erst seit wenigen Mo-

naten Staatsführer der DDR. Er hatte sich an die Macht geputzt und seinen Vorgänger Walter Ulbricht, keinesfalls ein besserer Mensch, abgesetzt. Dabei hatte Ulbricht letztes Jahr den ersten Zug gemacht, indem er seinen Rivalen entmachtet hatte. Doch das Zünglein an der Waage war Breschnew gewesen, der sich auf Honeckers Seite gestellt hatte.

»... den Genossen Breschnew und Mao-Tse-tung voll und ganz zustimmen. Die Deutsche Demokratische Republik stellt sich unerschütterlich in die Dienste des Ostblocks und der Asiatischen Föderation. Mit unseren sowjetischen Kameraden wird just in diesem Moment die Nationale Volksarmee mobilisiert und unsere militärische Stärke an die Grenzen verlegt. Ab sofort sind sämtliche Grenzübergänge geschlossen. Die Einreise nach West-Berlin sowie die Ausreise aus West-Berlin ist ab sofort untersagt. Das Eindringen von Flugzeugen in unseren Luftraum wird als Kriegsakt angesehen und angemessen vergolten. Es liegt nun an der Vernunft des Präsidenten Nixon und der Nato, den Krieg zu verhindern. Doch sollte es dazu kommen, ist die DDR bereit. Vorwärts immer – rückwärts nimmer!«

Die Politiker applaudierten natürlich. Enrico schaltete wieder zur ARD. Dort berichteten die Korrespondenten von Truppenaufmärschen in Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien. Sofern es zu einem Angriff käme, war die BRD das erste Ziel, gefolgt von Österreich und Italien im Süden. Der Angriff auf Westdeutschland würde laut amerikanischen Militärexperten bei Fulda erfolgen.

Die Bundesrepublik würde vermutlich das Hauptziel sein, da die Nato Truppenkontingente in unserem Land konzentriert hatte. Sollten mit dem Beginn des Krieges auch der Einsatz von Atombomben geplant sein, musste ich kein Hellseher sein, um zu wissen, dass Bonn und Köln stark gefährdet waren.

Enrico hat recht. Je eher du die heiße Zone verlässt, desto besser. Auf die Azoren wird man nicht so schnell eine Atombombe werfen, und eine Invasion zur See oder Luft wird erst erfolgen, wenn die strategisch wichtigen Punkte erobert oder zerstört sind. Jedoch darf ich das bezweifeln. Vorher werden die Supermächte sich mit Nuklearwaffen pulverisieren.

Harry machte mir wenig Mut. Dann würde ich mit ein paar Urlaubern auf einer Inselgruppe mein Dasein fristen, sofern der Fallout uns nicht alle Ressourcen verstrahlen würde. RAD-Fische zum Mittag war kein angenehmer Gedanke. Verstrahlter Regen konnte vor allem das Wasser verseuchen.

Der Fallout wird nicht das Grundwasser erreichen, stellte Harry fest. Es sei denn, der radioaktive Niederschlag gelangt ins Meer und sammelt sich im Sediment. Der Sand wirkt bei der Aufnahme von Cäsium-137 wie ein Schwamm. Das muss man dann berücksichtigen. Allerdings wäre dies in einem starken Maße nur gefährlich bei dem Abwurf einer Kernwaffe über den Azoren. Sollte Lissabon bombardiert werden, ist es unwahrscheinlich, dass die radioaktive Strahlung sich bis dorthin ausbreitet. Es wird zu einem Fallout mit kontaminiertem Regenwasser kommen, doch die Radionukleotide würden voraus-

sichtlich nicht bis ins Grundwasser durchsickern. Ich schätze die Azoren im Fall eines atomaren Krieges als sicher ein.

Draußen wurde es lauter. Ich ging zum Fenster und schaute auf die Straße. Eine Menschenmasse zog vorbei. Es waren Zivilisten. Sie demonstrierten gegen den Krieg. Einige von ihnen sangen. »Sag mir, wo die Blumen sind« von Marlene Dietrich. Es folgte »Imagine« von John Lennon. Mir wurde schwer ums Herz, als ich die Leute mit ihren Kindern sah. Sie hatten Angst. Ich hatte Angst. Die Welt stand kurz vor dem Dritten Weltkrieg, und ich hatte keine Ahnung, wie man aus dieser Aneinanderreihung von Eskalationen ausbrechen konnte.

Das Misstrauen unter den Völkern war zu groß. Niemand glaubte Nixon, als er behauptete, die auf dem Mond gefundene Technologie sei nicht gefährlich. Er wollte diese Technik um keinen Preis mit der UdSSR und China teilen. Diese fürchteten, dass die USA und die Nato einen Vorsprung bekamen, mit dem sie jeden Krieg gewinnen könnten. Deshalb mussten sie aus Sicht von Breschnew und Mao-Tse-tung jetzt handeln, solange die Funde nicht ausreichend erforscht worden waren.

Ich fragte mich, was Perry Rhodan gemacht hätte, wenn er Kommandant der STARDUST gewesen wäre? Würde die Welt auch dann am Abgrund stehen oder hätte er etwas für die Menschheit getan?

Wir werden es nie erfahren, denn Perry Rhodan war tot. Und wenn ich mich nicht beeilen würde, Köln zu verlassen, würde ich bestimmt auch bald tot sein.

666-Rückwärts – Die Terra-Station

»Es ist mir stets ein Vergnügen, Ihnen zu Diensten zu stehen«, sagte der Mr.-Terrapedia-Roboter mit der Stimme eines älteren Mannes freundlich.

Thora nickte nur. Sie war von ihrer Flucht durch die Wüste geschwächt und froh, die Terra-Station erreicht zu haben.

Sie wurde von dem Terraner Mathew Wallace, dem Oxtorner Irwan Dove und dem Posbi Lorif begleitet. Wallace stützte Thora, doch sie drückte seinen Arm weg. Solche intime Fürsorge gehörte sich nicht. Auch wenn sie wackelig auf den Beinen war, so wollte Thora Würde zeigen. Sie blickte sich im um. Der Raum sah aus wie in ihrer Vision mit Alaska Saedelaere.

Der Empfangsbereich wirkte wie ein Shop. Vor ihr stand ein großer Tresen. Links ging es zum Diner, der im amerikanischen Stil der 1950er Jahre gehalten war. Hinter der rechten Tür befanden sich weitere Räume.

Sie ging zum Diner und nahm an einem der Tische auf einer roten Sitzbank Platz.

»Kaffee«, murmelte sie.

»Oh, Sie wünschen ein belebendes Getränk. Wonach steht Ihnen der Sinn? Nach einem Filterkaffee, einem Latte Macchiato, einem Cappuccino, Espresso, einem Café Crème, einem Altreier Kaffee, einem Black Hole, Café-gelb oder lieber einen K'amana, Hamhd oder Sofwor, meine Dame?«

Konnte der Roboter ihr nicht einfach einen starken, schwarzen Kaffee servieren? Mathew Wallace stellte eine Kanne Kaffee auf den Tisch.

»Eine Kanne voller Kaffee. Stark und schwarz, dunkelschwarz.«

Er nahm neben Thora Platz und grinste. Der Terraner mit den blauen Augen und den langen Haaren war attraktiv und charismatisch. Er füllte Thoras Becher voll.

»Wer sind Sie?«, wollte Thora wissen.

»Mathew Wallace, Madame!«

»Das sagt mir nichts...«

Thora nahm einen Schluck.

»Was ist das für ein Raumschiffwrack? Das ist ein Supremo-Raumer.«

»Nun, ich weiß nicht, ob Sie das verstehen würden ...«

»Lassen Sie sich nicht durch meine überwältigende Schönheit einschüchtern, Terraner. Ich habe nicht nur fesselnde Augen, einen sinnlichen Mund, eine Traumfigur und feste Brüste, auch mein Gehirn ist extrem gut gewachsen und in der Lage alles zu verarbeiten, was Sie mir erzählen.«

Wallace sah Thora irritiert an. Dieser Terraner unterschätzte sie eindeutig und war offenbar den Umgang mit dümmen Frauen gewohnt.

»Die IVANHOE II ist ein Raumschiff aus *meiner* Zeitlinie. Durch die Kommunikation mit der CASSIOPEIA weiß ich, dass es ein Quarterium auch in *Ihrer* Zeitlinie gibt. Das verwirrt mich schon, aber zu wissen, dass Sie nicht die Thora aus meiner Zeitlinie sind, könnte doch auch Ihr Gemüt ins Wanken bringen. Verzeihung, wenn ich nur rücksichtsvoll bin«, sagte Wallace. »Außerdem kann ich nicht beurteilen, ob ihre Brüste fest sind. Aber ich kann mich gerne davon selber überzeugen, wenn ich darf.«

»Der Kaffee ist noch heiß, Wallace. Wollen Sie sich davon überzeugen?«, erwiderte Thora lächelnd.

Er lehnte sich zurück, grinste und hob beschwichtigend die Hände.

»Jetzt erzählen Sie einmal Ihre Geschichte. Was ist das für ein Raumschiff? Was ist das für ein Planet und für eine Station? Ich will endlich wissen, was diese ganze verfluchte Tiefe des Chaos genau ist.«

Wallace warf einen Blick auf den Posbi Lorif, der sofort zu uns kam. Ich verdrehte die Augen, denn Lorif hatte war als Schwätzer bekannt.

»Ich beantworte gerne Ihre Fragen, Lady Thora. Allerdings werde ich nicht alles erzählen können. Einiges wird den Trägern der Kosmogenen Chroniken aus der Kosmischen Loge vorbehalten sein. Beginnen wir mit diesem Planeten.«

666 sei die Nummerierung der bekannten Protowelten in der Tiefe des Chaos, führte Lorif aus. Das waren jene Welten, die von einem Chronikträger besucht und katalogisiert oder durch Messungen einer Terra-Station erfasst worden waren. Protowelten waren unvollkommene Planeten. Sie waren entweder durch eine Temporale Anomalie aus dem Normaluniversum herausgerissen oder komplett in der Tiefe des Chaos entstanden und neu aufgebaut worden. Offenbar war es das Ziel, in diesem interdimensionalen Raum neue Welten zu schaffen und sie im Normaluniversum auszutauschen.

»Wir haben arkonidische Protowelten entdeckt, aber auch eine Proto-Terra. Das Besondere dabei ist, dass diese Welten aus mehreren Zeitlinien bestehen,

die sich immer wieder abwechseln. Ist das zu kompliziert für Sie? Ich kann es verstehen, wenn Ihr Geist begrenzt ist. Allerdings sollte Ihre Auffassungsgabe größer sein als die von Mathew beispielsweise, denn Sie besitzen einen Extrasinn«, plapperte Lorif.

»Hey, Moment mal«, warf der Terraner ein.

»Fahr fort, ich kann noch folgen«, sagte Thora ruhig.

Sie war aufgeregt, obwohl sie erschöpft war. Doch sie ließ es sich nicht anmerken. Natürlich waren die Erzählungen von Lorif phantastisch und spannend. Sie befand sich in einer Dimension, von der sich nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Wer war das Wesen, das das geschaffen hatte und diesen wahnwitzigen, aber geradezu bewundernswerten Plan verfolgte?

»Auf den Protowelten leben bedauernde Kreaturen«, fuhr Lorif fort.

Die Welten stammten also entweder aus dem Normaluniversum, aus welcher Zeitlinie auch immer, oder waren die Seelen Verstorbener aus Cartwheel, die dann offenbar recycelt wurden. Dieser Vorgang war nicht genügend erforscht.

Lorif erklärte, dass die Kosmotarchen DORGON und MODROR die Erschaffer dieses interdimensionalen Raumes waren und im Auftrag des Kosmokraten Amun handelten – und ihn vielleicht auch inzwischen übertrumpft hatten.

»Und diese Weltraum-Diner?«, fragte Thora.

Die Terra-Stationen dienten in der Tiefe des Chaos in erster Linie als Zufluchtsort für die Träger der Kosmogenen Chroniken. Sie wurden auch

gebaut, um die Erinnerung an Terra, besonders an Perry Rhodan, lebendig zu erhalten. Die Terra-Stationen boten eine sichere Umgebung vor den negativen Auswirkungen der Tiefe des Chaos, die Vitalenergie entzieht und Vergesslichkeit verursacht. Sie waren mit einem psionischen Schutzschild ausgestattet, der die Bewohner vor dem Schleier der Lethe und dem Verlust von Lebensenergie schützte. Sie wurden als »Raststätte« für Reisende in der Tiefe des Chaos beschrieben. Die Terra-Stationen wurden von Mr.-Terrapedia-Robotern betrieben, die über umfangreiches Wissen über verschiedene Kulturen verfügten und den Reisenden mit Informationen und Unterstützung zur Seite standen. Es gab 126 Stationen. Ursprünglich waren es 150 gewesen, doch einige waren von den Deep-Raidern vernichtet worden oder hatten sich selbst zerstört, um vor den Söhnen des Chaos – die offenbar eine Eliteeinheit der Kosmotarchen waren – verborgen zu bleiben.

»Es ist mir stets ein Vergnügen und eine Ehre, Ihnen zu Diensten zu stehen«, meldete sich der Mr.-Terrapedia-Roboter und fuchtelte mit den drei Tentakelarmen herum. Die drei großen Stielaugen waren auf die Arkonidin gerichtet. »Wünscht die Dame nun eine Stärkung? Wie wäre es mit einer Manjase-Pastete? Oder eine Kristonsülze? Vielleicht ein Hubakkel-Steak?«

»Woher habt ihr denn ein Hubakkel?«

»Es gibt auf keiner Terra-Station einen Hubakkel. Wir haben aber Synthofleisch aus der DNS eines Hubakkel gezüchtet, wie auch von terranischen Schweinen, Kühen oder Geflügel. Es ist auch möglich, die Nahrung so zu wür-

zen, dass ein terranisches Hühnchen wie ein Hubakkel schmeckt«, erklärte Mr. Terrapedia.

Thora wählte ein terranisches Gericht, Spaghetti Bolognese. Diese Nudeln in Tomaten-Fleisch-Soße hatte sie geliebt. Dazu einen Rotwein. Die mediterrane Küche hatte es ihr überhaupt angetan. Sie erinnerte sich an Aufenthalte mit Perry in Rom und im nahe gelegenen Ostia am Mittelmeer.

Mit Perry? Thora schüttelte den Gedanken ab. Das mussten die Erinnerungen der anderen Thora sein, die bei der Begegnung mit der BURMA in der Temporalen Anomalie irgendwie in sie übertragen worden waren. Ihr Ehemann war Don Philippe de la Siniestro und nicht Perry Rhodan. Mit de la Siniestro war sie oft in Rom gewesen, da er die Überreste des antiken römischen Reiches und die Vatikanstadt sehr schätzte. Mit Perry Rhodan hatte sie nichts zu tun. Es war einfach nur eine falsche Erinnerung.

Der Roboter mit dem eiförmigen Torso, den drei Greifarmen und den Stielaugen schwebte mit einem Teller in der Hand auf sie zu. Sie sah schon von weitem den Haufen dampfender Nudeln. Sie hatte nach den Strapazen ordentlich Hunger und freute sich auf das Essen, doch das Aufheulen eines schrillen Alarms brachte sie auf andere Gedanken.

Wallace sprang auf.

»Drei Raumschiffe der Deep-Raider nähern sich der Station«, meldete Lorif.

»Herrjemine, aber das Essen«, sagte Mr. Terrapedia und stellte den Teller ab. »Die Sicherheitsprotokolle aktivieren sich automatisch. Ein HÜ-Schirm



schützt die Station nun. Das ist alles so aufregend.«

Der Roboter wirkte echauffiert, was er natürlich nicht sein konnte. Aber seine Stimme klang so. Thora verließ das Gebäude und blickte in den Himmel. Drei rostbraune Raumschiffe schwebten einige Kilometer vor der Terra-Station. Unvermittelt eröffneten sie das Feuer. Die Energiestrahlen detonierten auf dem Energieschild, der grünlich aufleuchtete. Vor Thoras Augen spielte sich ein farbenfrohes, zerstörerisches Feuerwerk ab. Die Terra-Station wäre ohne Schutzschirm zerstört worden. Die drei Schiffe stellten das Feuer ein. Die Kommandanten mussten die Sinnlosigkeit ihres Angriffs erkannt haben. Thora wusste nicht, wie groß die Energiereserve für

den Schutzschirm war, doch offenbar hatte der Taktikoffizier der Schiffe dieser Deep-Raider eine Einschätzung vorgenommen, die einen Abnutzungsangriff als nicht aussichtsreich einstufte.

Mathew Wallace, Lorif und Irwan Dove gesellten sich zu Thora.

»Wer sind diese Deep-Raider?«

»Man könnte sie als Outlaws oder Gesetzlose bezeichnen, wenn die Tiefe des Chaos denn eine Ordnung hätte«, sagte der Oxtorner.

»Sie sind eine Bande aus Bewohnern der Tiefe des Chaos. Seit Jahrhunderten ist es den Mitgliedern gelungen, sich zum Teil vor den Auswirkungen zu schützen, wie dem Schleier der Lethe und dem Verlust an Vitalenergie«, ergänzte Wallace.

»Wie ist das möglich?«

»Oh, sie nutzen Salkrit für ihre Rüstungen und Raumschifflegierungen«, begann Lorif. »Salkrit ist ein Metall, das im SHF-Bereich strahlt. Es wird deshalb in Verbindung mit hochkomplexer SHF-Technik verwendet, um Schutzfelder zu erzeugen. Sofern es Ihnen nicht geläufig ist, SHF bedeutet Superhochfrequenztechnik.«

Die Schiffe eröffneten wieder das Feuer. Der HÜ-Schutzschirm leuchtete auf. Das Bombardement dauerte nur zwanzig Sekunden, ehe das Feuer wieder eingestellt wurde.

»Außerdem verringern Chemikalien den Verlust der Vitalenergie. Die Deep-Raider sind dauerhaft high und aufgeputscht. Natürlich geht das auf Kosten ihrer Gesundheit, aber das ist ihnen egal. Die Lebenserwartung in der Tiefe des Chaos ist sowieso gering«, erzählte Wallace. Er zündete sich eine Zigarette an.

Thora versuchte, die Zusammenhänge zu verstehen. Die Bewohner der Protowelten waren entweder verstorbene Kreaturen aus Cartwheel oder gehörten zu den Überlebenden der Planeten, die aus dem Normaluniversum gerissen worden waren. Die Wesen verloren ohne Schutz ihre Erinnerungen und Vitalenergie. Es gab also vermutlich nur wenig Fortpflanzung, um eine neue Bevölkerung zu generieren.

Thora stellte sich vor, eine ganz gewöhnliche Terranerin auf einer bedeutungslosen Kolonie zu sein. Dieser Planet wurde dann durch eine Temporale Anomalie in die Tiefe des Chaos gezogen. Sie überlebte diese Apokalypse, vergaß aber Stück für Stück, wer sie war.

Ihre Lebenskraft nahm ab. Sie zog wie eine Greisin durch die Gegend und war vermutlich nur noch auf die ureigenen Instinkte wie die Nahrungsaufnahme beschränkt.

Wallace nahm sein Interkom.

»Mister Wygal, hat die IVANHOE noch genug Saft?«

Eine schrille Stimme antwortete: »Für ein, zwei Spritzer aus dem Rohr schon.«

Thora runzelte die Stirn, ob des Wortspiels.

»Feuer«, sagte Wallace knapp.

Thora warf einen Blick auf das Wrack des mächtigen Supremo-Raumschiffes. Zwei Energiesalven zischten aus einem MVH-Geschütz in den Himmel. Im Schutzschirm wurde für Millisekunden eine Strukturlücke geschaffen, die die Strahlen passieren ließ. Die beiden Salven trafen ein Raumschiff und zerstörten es. Die Druckwelle brachte die anderen beiden Schiffe aus ihrer Position. Dann gab es eine weitere Explosion. Das zweite Schiff der Deep-Raider brach auseinander und stürzte einige Kilometer von ihrem Standort entfernt brennend ab. Thora spürte den Boden zittern, so stark war der Aufprall der Trümmer.

Das dritte Schiff drehte ab. Am Firmament erkannte Thora die CASSIOPEIA. Die Crew des Deep-Raider-Schiffs musste die Sinnlosigkeit ihres Angriffs erkannt haben und ergriff die Flucht.

»Grüßt euren Ayatollah von uns«, flüsterte Wallace und schnippte die Zigarette weg. Seine Worte klangen verbittert und wirkten nicht, als freue er sich über das gewonnene Gefecht. Die CASSIOPEIA kam näher. Das Mutterschiff war wieder mit der ATHENA ver-

bunden. Offenbar hatte ENGUYN immer die Kontrolle besessen. Irgendwie war Thora sogar erleichtert, denn das bedeutete, dass da Norian und ihre Leute in Sicherheit waren. 117 Soldaten des Quarteriums waren auf der CASSIOPEIA inhaftiert, doch das war besser, als tot zu sein. 48 Soldaten waren den vermutlich den Deep-Raidern und den Einflüssen dieses Planeten zum Opfer gefallen. Thora machte sich Vorwürfe.

Sie waren wegen ihrer Sturheit gestorben. Nur Leutnant Deria Perron und Leutnant Ernst Lutz hatten überlebt. Warum bereitete ihr das Gewissensbisse? Das war doch früher nicht so gewe-

sen. Sie tadelte sich für ihr taktisches Fehlverhalten, aber Schuldgefühle in diesem Maße kannte sie nicht.

Noch vor einigen Minuten hatte sie Hunger gehabt, doch der war ihr nun gründlich vergangen. Es war, als wäre sie schizophren.

Thora seufzte leise. Sie musste nicht nur gegen all diese Fremden kämpfen, sondern auch gegen sich selbst. Gegen die andere Thora in ihrem Kopf.

»Sie wollten doch die Geschichte der IVANHOE Iihören«, sagte Wallace und deutete mit dem Kopf zur Terra-Station. »Dann kommen Sie mal wieder rein.«

Terra 2027 – Der Ritter von Paris

Die Demo wurde von Hunderten von Polizisten überwacht und eskortiert.

Die Demonstranten bewegten sich von Montmartre in Richtung Stadtzentrum, dem 1. Arrondissement. Die Mehrzahl der Teilnehmer war friedlich und schien sich für ein Ende des Konfliktes zwischen Israel und Palästina einzusetzen.

Nicht jeder der Teilnehmer war ein Moslem, der sich für die Rechte der Palästinenser einsetzte. Es waren Schüler dabei, die sich gegen die Umweltzerstörung aussprachen. Es waren auch Schaulustige dabei, die einfach nur Selfies von sich machten vor dem Hintergrund der Massen. Dazwischen ehrliche Friedensapostel und Weltverbesserer.

Aber es gab auch die anderen, die gewaltbereit waren. Vermummte Menschen mit Baseballschlägern und Macheten marschierten im Zentrum der Demonstration mit.

Vereinzelt wurden Rufe wie »Alle Juden töten«, »Allahu Akbar« und »Jetzt das Kalifat« laut. Ich spürte den Zorn in dieser Kundgebung und die Unzufriedenheit mit der aktuellen Lage. Man konnte es auch als »Weg mit dem Alten« zusammenfassen.

Wir hielten uns am Rand der Demonstration. Dummerweise lag unser Ziel ebenfalls m 1. Arrondissement. Auf ein Taxi verzichteten wir, denn ich fand es interessant, die Motive dieser Menschen kennenzulernen und ihre Aktionen zu erleben. Eine weitere Gruppierung stieß aus einer Nebenstraße hinzu. Sie trug rote Fahnen und Banner mit roten Sternen. Sie riefen Parolen wie »Tod dem Kapitalismus«, »Ukraine gehört zu Russland« und »Stopp der jüdisch-amerikanischen-transatlantischen Clique«.

»Das Volk der Juden wurde oft als Sündenbock abgestempelt. Diese Epoche

wirkte auf mich, als würden die Menschen all ihre alten Differenzen noch einmal herauskramen und austragen wollen«, sagte Jevran Wigth.

Auf dem Bürgersteig standen Schau-lustige, die mit ihren Mobilgeräten den Aufmarsch filmten. Ohnehin schien das Mitteilungsbedürfnis in den sozialen Medien sehr groß zu sein. Eine Demonstration zu filmen, war noch ein Highlight im Vergleich zum Kaffee am Morgen, der Auswahl der Schuhe oder dem obligatorischen Selfie und State-ment, wie schön die Welt doch sei und wie toll der Fotografierte war.

Die Teilnehmer versammelten sich auf einer großen Rasenfläche, einer Art riesigen Garten oberhalb der Île de la Cité.

»Das sind die Tuilerien«, erklärte Wigth. »Der Palast war die Residenz der Könige seit dem 16. Jahrhundert. Er wurde aber 1871 von Aufständischen in Brand gesteckt. Die gigantischen Gärten sind geblieben und sind ein beliebtes Ausflugsziel.«

Der Tefroder hörte sich wie ein Reise-führer an.

An den Seiten gab es jede Menge Ver-kaufsstände, die Souvenirs anboten. So gab es jede Menge Versionen des Eifel-turms als Anhänger, als Briefbeschwe-rer oder Kettchen. Eine Frau versuchte, mir einen goldfarbenen Eiffelturm für 35,99 Euro anzudrehen, doch ich lehnte ab.

Am Ende des Geländes der Kundge-bung war eine Bühne aufgebaut. Nun würde es vermutlich einige markige Worte geben. Ich blickte mich um. Die Gesichter vieler der Beteiligten waren grimmig. Die Hundertschaften der Pa-

riser Polizei waren sogar mit kleinen Panzerwagen aufgefahren.

Am Rand der Demo entstanden die ersten Anfeindungen. Demonstrie-rende beschimpften die Polizisten in Kampfmontur. Aus Richtung des Louvre bahnte sich eine Gegendemonstration, bestehend aus französischen Nationa-listen, ihren Weg. Sie sangen die »La Marseillaise«, die Nationalhymne des Landes Frankreich.

»Verschwinden wir, bevor es eskaliert. Unser Ziel ist nicht weit entfernt.«

Die Brücken wurden von Polizisten und Soldaten streng bewacht. Sie liefen mit Maschinengewehren auf und ab. Die Sorge vor Ausschreitungen war wohl groß. Nachdem wir das andere Ende des Seineufers erreicht hatten, führte unser Weg durch enge Gassen mit alten Ge-bäuden. Schließlich landeten wir auf einem Hinterhof. Es sah hier für meinen Geschmack recht schäbig aus. Hier soll-te das Büro von Claude Chevalier sein? Es gab keine Reklame, kein Schild oder eine Klingel. Zwei Männer blickten uns misstrauisch an. Sie wirkten auf mich wie Drogendealer oder zumindest wie Faktoten, die die Drecksarbeit für einen Verbrecherboss machten. Eleonore hat-te weniger Vorbehalte und fragte die bei-den nach dem Weg.

Sie zeigten nach oben.

Der Flur war eng. Eine Holzterre-asse führte uns in die zweite Etage. An der Wand neben einer großen weißen Tür hing ein Schild mit den Buchstaben »GTH«. Das war der Name von Chevali-ers Firma. Wir waren also richtig.

Es ging in einen großen Raum, der sich in mehrere hintere Zimmer auf-teilte.

»Bonjour«, rief jemand aus dem hinteren Zimmer. Ich hörte Schritte, und dann lugte das Gesicht von Claude Chevalier alias Tenzing oder auch Lars Born hinter dem Zimmereingang hervor.

»Oh«, hörte ich ihn murmeln.

Dann verschwand Chevaliers Gesicht wieder, ehe er wenige Augenblicke später komplett aus dem Zimmer trat.

»Was kann ich für Sie tun? Möchten Sie kaufen oder verkaufen? Brauchen Sie eine Beratung für die richtige Anlage?«

Chevalier sprach Englisch mit uns.

»Nun, vielleicht möchte ich in einen Atomschutzbunker investieren«, antwortete ich.

Chevalier hob den Finger.

»Ein sehr kluges Investment. Wünschen der Herr und die Dame einen Familienbunker? Mit einem Extraraum für Ihre ... illustren Freunde?«

Chevalier sah Jevran Wigth, Cilgin Atkarsin und Kuvad Soothorn an.

»Ich persönlich will lieber einen Bunker mit geilen Mädels und dicken Titten«, sagte Soothorn und deutete mit den Händen die Größe der Oberweite an. »Ich bin dann der letzte Mann auf dieser Welt und muss für den Fortbestand der Spezies sorgen«, fügte der Springer hinzu und lachte dreckig.

Chevalier schmunzelte.

»Marky?«, rief er dann.

Aus dem Nebenzimmer kam ein rundlicher, dunkelhäutiger Mann ohne Haare auf dem Kopf, stattdessen hatte er einen langen, ungepflegten Bart.

»Bonjour, Madame et Messieurs.«

Er reichte mir die Hand.

»Sie suchen einen Atomschutzbunker? Das ist eine exzellente Wahl. Wir

alle wissen, dass die Überlebenschancen bei einem Einschlag gering sind. Darf ich fragen, wie es mit dem Kapital steht?«

»Finanzierung?«, schlug Eleonore vor.

»Finanzierung! Das ist eine exzellente Wahl. Ich habe genau das Richtige für Sie. Quasi ein Geheimtipp, der mir eben zugetragen wurde. Investieren Sie in die Aktien eines ukrainischen Travel Tech Giganten, der sich auf Urlaub am Schwarzen und am Asowschen Meer sowie am Dnepr spezialisiert hat.«

»Dort herrscht Krieg«, stellte ich fest.

»Dort herrscht Krieg! Ihre Annahme ist korrekt und genau das ist ja die besondere, einmalige Chance. Die Aktie liegt bei 0,01 Euro und ist der genialste Ansatz, um eine Firma nun kostengünstig zu erwerben. Der Krieg dauert nicht ewig. Ich selber würde sie ja kaufen, doch ich habe schon alles, was man braucht.«

»Wenn wir in etwas investieren wollen, weil wir es während des Krieges benötigen, ist es doch schwachsinnig, auf das Ende des Krieges zu spekulieren«, fand Eleonore.

»Spekulative Investments sind immer mit einem unkalkulierbaren Risiko verbunden«, antwortete Marky.

»Ist gut«, sagte Chevalier. »Mach mit dem Musikvideo weiter.«

»Ich mache mit dem Musikvideo weiter. Das ist eine exzellente Wahl«, meinte Marky. »Wollen Sie zuschauen?«

Ich sagte nein, Eleonore sagte ja. Wie sollte uns das weiterhelfen? Wir gingen in den Nebenraum. Dort standen eine Kamera und ein Mischboard.

Marky zog sich einen schwarzen Hoodie über und setzte die Kapuze auf. Dann

spielte er recht eintönige, elektronische Musik. Er grinste und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Kamera. Mal wippte er hin und her, mal fuchtelte er mit den Fingern und wirkte so, als hätte er gerade den besten Stoff konsumiert.

»Marky ist ein vielseitiger Marketingstrategie. Er könnte Ihnen sogar Dreck verkaufen. Seine Leidenschaft ist die Musik«, erzählte Chevalier.

»Wie viel Songs hat er denn verkauft?«

»Oh, gar keinen«, stellte Chevalier fest und verließ das Zimmer. Die anderen folgten ihm. Ich warf noch einen Blick auf den komischen Kauz, dann verließ auch ich das kleine Tostudio.

»Sie wollen nicht wirklich einen Atomschutzbunker kaufen?«

»Nein, uns wurde eine Empfehlung ausgesprochen«, sagte ich.

»Ich habe viele zufriedene Klienten«, erwiderte Chevalier und machte den Ansatz einer Verbeugung. »Wer redet denn so freundlich über mich?«

»Lars Born und Tenzing.«

Ich beobachtete die Reaktion. Claude Chevalier war keineswegs überrascht. Er lachte grunzend. Er ging zu einer Vitrine, in der reichlich Schnapsflaschen standen. Er nahm eine kunstvolle Karaffe mit einer braunen Flüssigkeit darin. »Das ist ein Delamain le Voyage. Das komplexe Aroma besteht aus Trockenfrüchten, Nüssen und Blumen.«

Er schenkte die Gläser voll.

»Sie könnten Kellner werden«, warf Soothorn ein. »Mir wäre Bier lieber.«

Chevalier rümpfte die Nase.

»Irgendwo steht vielleicht noch ein Palette 33 Export für Ihre niedrigen Ansprüche herum. Für die anderen, et voila.«

Er reichte nacheinander die gefüllten Gläser mit dem Cognac. Ich machte mir nichts aus Alkohol. Eleonore sah mich verwirrt an und roch daran. Sie rümpfte die Nase. Jevran und At-Karsin nahmen die Gläser und wirkten vertraut damit.

»Santé«, rief Chevalier als Trinkspruch.

Der Cognac schmeckte furchtbar.

»Ich habe schon Schlechteres getrunken«, meinte Eleonore mit einem Lächeln.

»Wann?«, wollte ich wissen.

»Nun, werter Herr Creen. Wir werden uns ja erst in über dreißig Jahren treffen. Was verschafft mir die Ehre Ihres Ausflugs in diese Zeit?«

»Wir wollen verstehen, wieso die Menschheit sich auslöscht – und es verhindern. Ihre Rolle ist mehr als dubios. Also warum nicht direkt bei Ihnen anfangen.«

»Ach so. Nun ...« Chevalier legte die Ellbogen auf den Tresen und wirkte lässig. »Sie verstehen noch sehr wenig, Creen! Sie wissen nicht einmal, wer Sie sind.«

Ich starrte ihn wütend an. Er lächelte überlegen.

»Ihr Schicksal ist noch lange nicht erfüllt. Ist es nicht Ihr größter Wunsch, den Schleier der Lethe zu lüften, um Ihre wahre Natur kennenzulernen?«

»Sagen Sie mir, was Sie wissen.«

Chevalier winkte ab.

»Ich bitte Sie, Nathaniel! So einfach wird das nicht.«

»Dann fangen wir mit Ihnen an. Sie sind ein Zeitreisender.«

»Zeitfamulus, um ganz genau zu sein«, korrigierte Chevalier.

Erneut hob er den Finger.

»Doch: Aus welcher Zeit stamme ich? Wer ist mein Auftraggeber? Und wie lautet mein Auftrag?«

Wieder schmunzelte er. Chevalier wirkte immer so freundlich. Er lächelte und mordete oder ließ morden. Er lächelte, als sei er der liebe Nachbar, der mal kurz »Hallo« sagen wollte und dann eine Atombombe zündet. Aalglatt und eiskalt. Das fiel mir zu diesem Zeitfamulus ein.

»Ich zeige euch etwas.«

Chevalier griff nach der Fernbedienung und aktivierte den großen Bildschirm, der an der Wand hing. In einer Sendung wurden abgemagerte Kinder und Frauen in Flüchtlingslagern in Israel gezeigt. Es folgten Meldungen über Raketenangriffe der Terrorgruppen der Palästinenser.

»Kinder hungern und sterben. Fragt sich nur einer mal, wieso? Warum wird dort nicht eine Grenze gezogen? Nein, diese beiden Völker wollen sich einfach nur umbringen. Sie sind unversöhnlich.«

Den Berichten zur Folge sollte es in wenigen Minuten zu einer historischen Verkündung kommen.

Chevalier wechselte den Sender.

»... für die Bundeswehr. Dieser Meilenstein präsentiert die 1. Nachhaltige Fahrraddivision der Bundeswehr. Die Fahrräder sind E-Bikes. Die Tandem-Bikes können mit bis zu zwei Soldat*innen besetzt werden. Die Bundesregierung ließ verlauten, dass sie sehr stolz auf diese Errungenschaft sei und man deshalb auch auf Bewaffnung verzichtet habe. Es sei aber möglich, im Fahrradkorb Schusswaffen mitzuführen. Die E-Bikes tragen den Namen Kaninch*in-

nen, weil sie flink an der Front einsetzbar sind.«

War das ein Witz?

»Sie sehen, die Nachbarländer sind für einen Krieg bestens vorbereitet, oder? Die Menschen sehen nicht einmal, wenn der Tod über ihnen schwebt.«

Der deutsche Sender brachte weitere Nachrichten. Die EU hätte wichtige Gesetze auf den Weg gebracht. So dürfte zukünftig keine Technologie mehr aus Russland, Iran oder China eingesetzt werden, die die kritische Infrastruktur betraf.

Weitere Gesetze würden dem Schutz der Umwelt dienen. So war es verboten, Nuklearwaffen über dem Territorium von EU-Ländern abzuwerfen. Das angreifende Land müsste in diesem Falle eine Strafe in den Weltklima-Fonds einzahlen.

Außerdem wurden verschärfte Maßnahmen gegen kulturelle Aneignungen angekündigt, wie das Verbot von Rastalocken für Menschen weißer Hautfarbe, samoanische Tattoos für Nichtsamoaner und das Beschreiben von Figuren in Büchern aus der Ego-Perspektive, wenn man selber deren Ethnie und Land nicht angehörte.

Chevalier schaltete um.

»Diese Menschheit ist eine Mischung aus Dummheit und Gewaltbereitschaft. Selbst mir als Zeitfamulus fällt es schwer, die richtigen Worte für diese Epoche zu finden. Vielleicht ist es Dekadenz. Die Menschen verträdeln ihre Zeit mit der Selbstdarstellung im Internet, folgen wirren Identitätskrisen oder frönen einfach nur der Gier. Die Politiker sind inkompetent, und die wenigen machthungrigen Idealisten sind dabei,

das Ende herbeizuführen. Willkommen im Jahre 2027, meine Dame und Herren«

Draußen heulten die Sirenen. Chevalier, Eleonore und ich gingen auf den Balkon. Am Horizont erschienen drei dunkle Silhouetten, die schnell größer wurden. Die Rotorblätter der Hubschrauber zerschnitten die Luft mit einem bedrohlichen *Whop, whop, whop*, das immer lauter wurde. Die Vibrationen waren schon von Weitem zu spüren, als die Maschinen sich näherten.

Die drei Hubschrauber brausten nahe an diesem Haus vorbei und hielten Kurs auf die Tuilerien.

»Das ist fast schon Alltag bei einer Demonstration«, erklärte Chevalier. »Sie wird enden, indem das Pack marodierend durch die Straßen zieht.«

Wir gingen wieder rein. Im Fernsehen wurde die Rede des Königs von Saudi-Arabien und des führenden Ayatollah des Irans übertragen. Der saudische König kündigte einen Vertrag zwischen den Sunniten und Schiiten an. Es würden drei mächtige Kalifate gegründet werden. Das westliche Kalifat erstreckte sich von Algerien bis zu den Vereinigten Arabischen Emiraten. Das östliche Kalifat bildeten Iran, Irak, Jordanien, Afghanistan, Bahrein und Pakistan. Das nördliche Kalifat bestand aus der Türkei, Syrien, Libanon und Aserbaidshan. Der türkische Ministerpräsident trat als Überraschungsgast hervor. Jeder der Anführer würde nun den Titel Kalif tragen.

Alle drei erklärten Israel den Krieg und riefen ihre Glaubensbrüder weltweit auf, alle Juden umzubringen. Der Kampf für die Freiheit des palästinensischen Volkes würde nur mit dem Tod

aller Juden und ihrer Unterstützer gelingen. Ich hörte bis hierher die Jubelrufe und Schlachtgesänge der Demonstranten bei den Tuilerien.

»Das ist der Anfang vom Ende«, gestand Chevalier. »Fortan wird die gesamte westliche Welt von inneren Unruhen erschüttert werden. Die arabische Welt wird mit dem Westen brechen und Handel mit China und Russland treiben. Israel wird sich militärisch wehren, doch die Welt wird geteilter denn je sein.«

»Das Jahr 2027 war in der mir bekannten Zeitlinie ein Jahr des Aufbaus. Im Jahr zuvor wurde das Terrania Institute of Technology gegründet. Terraner besiedelten Ertrus. 2027 war der Baubeginn der KUBLAI KHAN«, erzählte Jevran sichtlich betrübt. Er nahm sich noch einen Cognac.

Chevalier zog die Augenbraue hoch und wirkte fast gleichgültig.

»Diese Menschheit musste ohne Perry Rhodan und andere Helden zurechtkommen. Sie wird es nicht schaffen. Schauen Sie doch in die sozialen Medien. Die Leute machen sich Gedanken, was aus ihrem Urlaub in den Vereinigten Arabischen Emiraten wird und verstehen nicht das Ausmaß des Ganzen. Immerhin, diese neuen Kalifen denken in großen Dimensionen. Allerdings nur planetar bezogen. Die Raumfahrt und Erforschung des Weltalls spielt in der Denkweise der Menschen keine Rolle.«

»Sie werden im Jahre 2063 einen großen Anteil am Untergang der letzten Menschen haben«, stellte Eleonore an Chevalier gerichtet fest.

Dieser breitete die Arme aus und grinste schelmisch. »Ertappt, schon

jetzt bin ich der Broker des bhutanischen Drachenkönigs. Ich habe auch kein schlechtes Gewissen. Diese Menschen haben den Tod verdient.«

Draußen waren Schüsse und Schreie zu hören. Die Demonstration eskalierte offenbar.

»Poussie!«, rief At-Karsin erschrocken. »Mein Sternenstäubchen.«

Er rannte aus der Wohnung und ich sah ihn wenig später den Hinterhof entlang rennen.

»Wollen wir nicht hinterher?«, fragte Eleonore.

»Nein«, sagte ich.

Das Schicksal von Cilgin At-Karsin war mir herzlich egal. Ich konnte den Zeitfamulus sogar verstehen. Diese dekadente Menschheit war zu nichts Großem imstande. Sie bekriegte sich seit Jahrtausenden. Das Perfide daran war, dass sie offenbar nur dann zu Höchstleistungen fähig war. Ansonsten war sie egoistisch und ständig mit sich selbst beschäftigt. Die jüngere Generation präsentierte sich vor ihrem virtuellen Publikum, um Aufmerksamkeit zu erhaschen. Die Mittleren arbeiteten in bedeutungslosen Jobs, und die Alten versuchten, mit ihrer kärglichen Rente und ihren kaputten Körpern mühsam über die Runden zu kommen. Wer sah zum Mond und sagte sich: Da will ich hin und darüber hinaus? Wo war der Wahlspruch »Ad astra, Terraner«? Das einzige Astra, was diese Menschen kannten, war die Billigbiersorte, die er kürzlich in einem Supermarkt gesehen hatte. Die Intelligenten und die Beherzten waren viel zu wenige. Sie konnten diesen Krieg nicht verhindern. Das war mir klar, denn ich wusste ja, wie er ausging.

Mein Interesse galt dem Zeitfamulus. Wer war er und wer war sein Auftraggeber? Was wusste er über mein früheres Leben?

Jevran Wigth schien aber mit meinem Nein nicht zufrieden zu sein.

»Hast du vergessen, dass er eine ziemlich verlorene Seele ist?«

»Wer ist das nicht von uns«, erwiderte ich.

»Jevran hat recht, wir sollten ihm hinterher«, schlug Eleonore vor.

»Ich bleib bei dem Herrn Chevalier und trinke Cognac«, entschied Soothorn.

Eleonore blickte mich auffordernd an, während Wigth bereits auf dem Weg zur Tür war. Ich war ihr keine Rechenschaft schuldig und doch fühlte ich mich so, als müsste ich mich erklären.

»Ich bleibe beim Zeitfamulus, um mehr über mich selbst in Erfahrung zu bringen. At-Karsin und Soothorn sind lästige Anhängsel. Ihr solltet nicht Euer Leben für sie aufs Spiel setzen.«

»Ich denke, gerade das ist eben menschlich«, wandte Eleonore ein.

»Es ist dumm. Also ja, es ist menschlich.«

Sie wartete noch einige Sekunden, ob ich meine Meinung nicht doch noch ändern würde. Vergeblich. Sie drehte sich um und verließ die Wohnung. Ich ging auf den Balkon und blickte ihr und Wigth hinterher. Natürlich wollte ich nicht, dass ihnen etwas passierte und verfluchte ihre Sturheit. At-Karsin hatte auf der ATOSGO noch gegen mich gekämpft – und nun sollte ich ihm helfen, seine seltsame Freundin zu retten? Nur weil der Hauri einer der letzten Überlebenden aus meiner Zeitlinie war?

Das war für mich nicht Grund genug. Nicht, wenn ich Antworten über mein früheres Leben bekommen konnte. Also wandte ich mich Claude Chevalier zu.

»Was wisst Ihr über mich?«

»Sie denken doch nicht, dass ich das so einfach verrate? Der Weg zu Euch selbst ist steinig. Doch Ihr seid schon ein großes Stück davongegangen.«

Chevalier blickte mich mit etwas Stolz an.

»Ein Kopfgeldjäger mit Prinzipien. Einst seid Ihr ein Idol für Milliarden gewesen, das kann ich Ihnen sagen. Armeen blickten zu Euch auf. Sie liebten Euch und sie fürchteten Euch. Findet die richtige Zeitlinie. Diese ist es nicht. Es ist ein Experiment, was genauso fehlgeschlagen ist, wie unsere Nazi-Zeitebene.«

Chevalier wanderte auf dem Balkon umher. Er zündete sich eine Zigarette an.

»Vielleicht ist der Hauri für eure Erinnerung doch wichtig? Wer vermag das zu beurteilen? Selbst diese niedere Räte im Wohnzimmer hat eine Bedeutung in diesem Spiel.« Chevalier nahm einen Zug von der Zigarette. »Nehmen Sie Abstand davon, diese Welt zu retten und finden Sie die korrekte Zeitlinie. Die, in die Sie gehören.«

Verlangte er ernsthaft, ich sollte Eleonore und Wigth folgen, um diesen Typen zu retten? Und das, obwohl gerade Eleonore und Jevran diese Welt retten wollten? Ich konnte den Gedanken des Zeitfamulus noch nicht folgen. Welche Zeitebene war die richtige für mich? Ich spürte, dass ich die Antworten auf diese Fragen nicht heute bekommen würde.

Er drückte mir eine Platine in die Hand.

»Mit diesem Modul ist es einfacher, dieser Zeitlinie zu folgen. Beehren Sie mich doch in drei Jahren wieder. Ich habe dann auch ein Geschenk für Sie.«

Ich musste sein Spiel mitspielen und außerdem wollte ich nicht, dass Eleonore etwas geschah. Ich machte mich auf den Weg zum Ausgang.

»Mitkommen«, knurrte ich in Richtung Soothorn, der mir erschrocken folgte.

»Au revoir, Nathaniel Green«, rief der Zeitfamulus mir hinterher.



Die Demonstration war aufgrund des Lärms unschwer zu finden. Die Demonstranten skandierten laut ihre Parolen, während die Polizei mit Panzerwagen und Wasserwerfern aufmarschiert war. Die Hubschrauber zogen mit ihren laut knatternden Rotorblättern über die Île de la Cité.

»Frankreich muss in eines der Kalifate. Tötet die Ungläubigen«, rief ein Mann mit langem Bart in ein Mikrofon.

Neben mir stand eine alte Frau, die den Rufen des Redners Applaus spendete. Sie zuckte mit den Schultern. »Besser ein Kalifat als die Faschisten des Front National.«

Es schien so, als hätten die Menschen dieser Zeit erst einmal grundsätzlich nichts gegen eine Diktatur, sofern sie von den Richtigen unterdrückt wurden.

Ich rief Eleonore über das Interkom. Für die Leute des 21. Jahrhunderts war ein kleines tragbares Kommunikationsgerät nichts Außergewöhnliches. Jeder hatte ein Handy bei sich. Und nicht jeder hielt es sich ans Ohr. Manche hiel-

ten sich das Gerät an den Mund, an die Stirn oder in die Luft.

Sie war schwer zu verstehen. Ich verwünschte diese Maske. In meinem Helm hätte ich sie bestens gehört. Sie aktivierte einen Peilsender, und ich folgte dem Signal. Es führte uns in die Rue Chambon. Eleonore befand sich inmitten einer Gruppe von jungen Männern, die gestenreich diskutierten. Jevran Wigth stand neben ihr, hob immer wieder beschwichtigend die Arme. At-Karsin und Sternenstaub dahinter.

»Wollen wir die aufmischen?«, fragte Soothorn. Ich blickte ihn nur an. »Also du? Ich lenke sie ab ...«

Einer aus der Gruppe warf ihnen ein paar arabische Worte entgegen, die so voller Gift waren, dass ich ihre Bedeutung nicht verstehen musste, um zu wissen, dass sie verächtlich waren. Offenbar waren Eleonore und Sternenstaub der Anstoß ihres Zorns.

»Wo ist dein Hijab, Schwester?«, rief ein dicker Glatzkopf mit Rauschebart.

Ein Jugendlicher rief »Mutakhanith« und »shadh«. Er zeigte auf Sternenstaub, welche stolz mit der goldenen Perücke und Toga hinter Wigth und Eleonore stand und einen Luftkuss vollzog. Nun wurde der Glatzkopf mit dem Rauschebart ernst. »Ali, ta'al huna. Bi sur'ah!« Dann fügte der Mann noch auf Französisch »Vite, vite! Ali!« hinzu. Ali trat aus der Tür des gegenüberliegenden Hauses. Sein dunkles Haar war lang und wirr wie die Mähne eines Löwen oder Gurrad. In seiner rechten Hand hielt er eine Machete. Es wurde ernst.

Der Dicke schubste Eleonore nach hinten. Sie ließ es mit sich geschehen, um nicht zu viel Aufmerksamkeit zu er-

regen. Dabei waren ihre Metalknochen stark genug, um standfest zu bleiben. Wigth, At-Karsin und seine Gespielin, oder was auch immer dieses Geschöpf darstellte, waren in Lebensgefahr. Hinter Ali traten zwei weitere Männer mit Macheten aus dem Haus. Ich schob Soothorn zur Seite und ging zielstrebig auf Ali und seine zwei Räuber zu. Der Linke sah mich an und wollte ausholen, ich packte seinen Arm und drückte zu. Er ließ die Machete los, und ich schnappte sie mir. Der Rechte war bereits zum Angriff übergegangen und hätte mich beinahe erwischt. Ich wich aus und parierte seinen Schlag. Dann schlug ich ihm mit der linken Faust ins Gesicht. Schreiend griff nun Ali von der Seite an. Ich packte den anderen und schubste ihn gegen Ali. Beide prallten zusammen, einer ging zu Boden. Ali berappelte sich und streifte mit der Machete meine Schulter. Ich spürte einen ziehenden Schmerz und wurde wütend. Alis zweiten Schlag parierte ich. Nun war ich am Zug. Mit drei kräftigen Hieben zwang ich ihn in die Defensive. Der vierte Schlag entwaffnete ihn, und der fünfte trennte den Kopf vom Körper.

Die Männer brüllten. Das schrille Geschrei gehörte Sternenstaub. Ich wandte mich den Begleitern von Ali zu. Einer hatte sich aufgerappelt und fuchtelte mit der Machete herum. Der andere lag noch benommen am Boden. Eleonore, Wigth, At-Karsin und Sternenstaub waren von sieben Männern umringt. Ich sah aus den Augenwinkeln, wie der Dicke Eleonore zu packen versuchte, doch sie warf ihn zu Boden. Ein Zweiter zog eine Pistole und schoss auf sie. Nein! Die Kugel traf Eleonore, doch sie starr-

te den Schützen nur an. Dann schnellte sie auf ihn zu und schlug ihn zu Boden. Schon griff mich der Typ mit der Machete an. Ich parierte, konterte und schlug ihm den Arm ab.

Dann ging ich auf den Dicken zu, der offenbar ihr Anführer war. Er blickte mich entsetzt an, denn er begriff, dass ich es auf ihn abgesehen hatte. Ohne Vorwarnung rammte ich ihm die Machete in den Leib. Er gluckste und röchelte, dann sackte er zusammen. Die Gruppe löste sich auf. Die Menschen flüchteten in alle Richtungen. Meine Sorge galt nun Eleonore.

»Es wurden keine wichtigen Systeme beschädigt«, erklärte sie.

»Beim Spaghetti-Monster, das war aber übertrieben gewalttätig! Was hast du denn für Freunde, Cherie?«, fragte Sternenstaub echauffiert.

»Wir haben dein Leben gerettet«, stellte ich fest.

Sternenstaub gestikuliert wild.

»Mein Leben? Mit deiner rohen, toxischen Männlichkeit? Ich bitte dich, Cherie! Du hast zwei Menschen das Leben genommen. Ich hätte mich mit denen schon arrangiert. Du bist ein Mörder! Ein toxischer, weißer cis-Mann. Ach, ich bin so angewidert.« Sternenstaub wandte sich an At-Karsin. »Wie kannst du nur mit solchen Menschen leben?«

Vielleicht hatte dieses Wesen sogar Recht. Ich hatte es genossen, diese beiden Leute umzubringen. Das Adrenalin strömte durch meinen Körper und vermittelte ein Gefühl der Überlegenheit. Doch ich war kein Mörder. Es war ein Kampf gewesen, den sie begonnen hatten.

Ich verstand die Denkweise vieler

Menschen in dieser Zeit nicht. Sternenstaub wurde ganz offensichtlich mit seiner Lebensweise von dieser Gruppe abgelehnt und doch verteidigte er oder sie die Peiniger. Die Ablehnung des bestehenden Systems war wohl größer als alles andere. Ich hatte erst einmal genug von dieser Zeit.

»Dann sind alle wohlauf. Wir verlassen diese Zeit. Chevalier hat mir ein Ortungsmodul gegeben. Damit können wir diese Zeitlinie besser finden.«

»Wovon faselt der jetzt?«, fragte Sternenstaub irritiert. At-Karsin gebot ihm, erst einmal zu schweigen. Der Hauri wandte sich mir zu.

»Ich bleibe«, entschied Cilgin At-Karsin und nahm die Hand von Sternenstaub. »Ich habe mein Glück gefunden.

»Du weißt doch, was in zehn Jahren geschieht«, mahnte Wigh.

»Lieber zehn Jahre in Glück als hundert Jahre in Trauer«, antwortete der Hauri trotzig und zog Sternenstaub näher zu sich.

»Wir kehren in drei Jahren zurück. Bis dahin kannst du es dir überlegen«, antwortete ich und war nicht traurig, dass At-Karsin hierblieb. Warum auch nicht? Diese Menschheit war zum Tode verurteilt. Was konnte er schon verraten? Ein Zeitchaos existierte bereits – es galten hier nicht die üblichen Gesetze bei Zeitreisen.

»Ich bleibe auch«, sagte Soothorn.

Umso besser.

»Aber wieso?«, fragte Eleonore ihn.

»Ich habe gestern Kontakte geknüpft. Ich glaube, ich kann die drei Jahre hier einen schönen Reibach machen. Mein Interkom reicht schon aus, um mir einen Vorteil zu verschaffen.«

Soothorn lachte dreckig. Mir war es gleich. Von mir aus konnten die beiden einfach verschwinden und nie wiederkommen.

Ich kehrte mit Jevran Wigth und Eleonore zur NOVA zurück. Ich verschwendete keine Gedanken mehr an den Hauri und den Springer und blickte auf das pyramidenförmige weiße Artefakt. Was

bedeutete es genau? Wie konnte ich es öffnen – und verbarg es Informationen? Vielleicht würde Claude Chevalier mir weiterhelfen.

Die NOVA nahm Kurs auf Alpha Centauri. Dort befand sich eine temporale Anomalie, die uns in die Zukunft bringen würde.

Terra 1785 – Der Fürstbischof in Gefahr

Der Regen prasselte gegen die Fenster im Schloss. Aurec blickte in die Nacht. Es war nicht stockdunkel, die Umrisse der Bäume waren zu erkennen, da einige Laternen im barocken Garten standen, deren Kerzen ein wenig Licht spendeten. Um den Garten herum war nichts zu erkennen. Der Regen trübte zudem die Sicht auf den Garten. Alles in allem war diese regnerische Nacht zum 24. November 1785 geradezu gemacht für die Tragödie der Prinzessin Friederike Wilhelmine von Württemberg.

Aurec setzte sich hin und starrte in das halbleere Glas Wein. Er wusste, dass Gustav Larsen etwas plante. Fürstbischof Peters Leben war in höchster Gefahr.

Eine Tür zum Audienzsaal wurde aufgerissen. Ein Kammerdiener eilte mit bleichem Gesicht aus dem Saal.

»Ihr geht es rapide schlechter, ich muss den Pfarrer holen«, sagte der Diener verstört.

»Holt auch den Medicus«, riet Aurec und atmete tief durch. Es ging wohl nun zu Ende mit ihr.

Er stand auf und blickte erneut aus dem Fenster. Der Regen war schwächer

geworden. Die Sicht auf den barocken Garten war nicht mehr so getrübt. Da stand unweit der Terrasse eine Gestalt am Graben. Aurec eilte aus dem Zimmer, die Treppe herunter und erreichte schnell die Terrasse.

»Hallo?«, sagte er laut.

Der Schatten im Dunkeln bewegte sich nicht. Aurec ging näher. Die Gestalt trug einen Mantel mit Kapuze. Er war wohl rotschwarz. Das war bei der schlechten Sicht nicht genau zu erkennen. Der Mensch wirkte zierlich. Es musste eine Frau sein.

»Kann ich Ihnen helfen?«, wollte er wissen.

Die Frau schob die Kapuze vom Kopf und drehte sich um. Aurec erstarrte. Sein Herz schlug höher. Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Die Beine zitterten. Der Anblick war ein Schock und eine Offenbarung gleichermaßen. Die dunklen Augen, das braune, lange Haar und die vollen Lippen kannte er.

Das war Kathy! Kathy Scolar!

»Kathy«, flüsterte er.

Sie lächelte gequält.

»Katherina trifft es besser. Kannst du dich nicht erinnern?«

Aurec schüttelte mechanisch den Kopf.

»Ich erinnere mich an 730 Jahre Einsamkeit.«

Er ging auf sie zu, doch sie hob die Hand und zeigte damit, dass er stehenbleiben sollte. Was sollte das? War das ein böser Traum? Er wollte sie in den Arm nehmen, ihre Lippen spüren, ihre Nähe einfach auskosten – und sie hielt ihm die Handfläche entgegen. Was stimmte hier nicht? Warum nannte sie sich Katherina? Das war ihr Name als Ylorsbraut. Doch er hatte sie doch vom Einfluss des Fürsten Medvecâ befreit. Allerdings konnte in 730 Jahren viel passiert sein. Ihr Gemälde und Gustav Larsens Andeutungen schienen sich zu bestätigen.

»Du ... du und Medvecâ?«

Sie nickte langsam.

Das tat weh. Es fühlte sich an, als würde man sein Herz in Flammen setzen und gleichzeitig zerdrücken. Das durfte nicht wahr sein. Nicht schon wieder!

»Wieso?«

Er war fassungslos. Presste nur dieses eine Wort zwischen den Lippen heraus.

»Die Jahre auf dem Rideryon erforderten ein neues Vorgehen. Wir konnten das Ende unserer Zeitlinie nicht aufhalten«, erklärte Kathy.

»Also hilft ihr MODROR, Nistant und all den Söhnen des Chaos?«

»Es ist nicht so einfach, wie du es dir vorstellst. Offenbar bist du durch den Schleier der Lethe gegangen, wenn du dich nicht Erinnerst.«

Was meinte sie damit?

Er war oft durch den Schleier der Lethe gegangen, aber offenbar deutete sie

einen wichtigen Gedächtnisverlust an. Woher wusste sie überhaupt von der Tiefe des Chaos? Er schallte sich einen Narren. Wenn sie mit Medvecâ zusammenarbeitete, wusste sie alles über die Tiefe des Chaos, das Zusammenspiel mit dem Rideryon, den Plan der Kosmotarchen. Sie wusste bestimmt mehr als er selbst.

»Wie geht es Bencho?«

Woher kannte sie den Posbi-Hund? Aurec hatte den Hund lange nach ihrer letzten Begegnung erhalten. Waren sie sich etwas in der Tiefe des Chaos begegnet und er hatte es vergessen? Er atmete schwer.

»Du Erinnerst dich wirklich nicht«, konstatierte sie. »Erforsche deine Erinnerungen und begib dich auf die Welt 033-Rückwärts. Gehe in die Terra-Station, um deinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.«

Kathy kam näher. Aurec wollte in ihrer Nähe sein, doch er wich instinktiv einen Schritt zurück. So hatte er sich das Wiedersehen mit ihr wahrlich nicht vorgestellt. So kalt, so rätselhaft und so enttäuschend, so unwirklich, als befände er sich in einem Alptraum.

Sie blieb stehen und seufzte leicht.

»Der Zeitfamulus will dir helfen.«

»Dieser Gustav Larsen? Helfen? Wie denn? Indem er den Fürstbischof umbringt?«

»Der Zeitfamulus ist ein Zeitreisender, der jenen, die von der alten Zeit verblieben sind – so wie du und ich –, hilft, sich in der neuen Epoche zurechtzufinden. Er ist ein eine Art Freund, könnte man sagen.«

Aurec winkte ab.

»Diesen Schwachsinn glaubst du doch selber nicht.«

Kathy blickte auf den Boden. Dann sah sie Aurec wieder an.

»Was ist die Alternative? Du und deine Freunde von der Loge versauern in einem Universum, in das sie nicht gehören. Andere werden in der Tiefe des Chaos zu seelenlosen, gepeinigten Kreaturen. Manche werden verwehen. Atlan ist in einer Zeitlinie gelandet ohne den Schutz der Kosmogenen Chronik, ohne Salkrit oder das Anti-Anomalien-Aggregat.«

Ich wurde hellhörig. Atlan war also am Leben und in Gefahr. Kathy wusste mehr. Wieso erzählte sie mir das?

»Wo ist Atlan?«, wollte ich wissen.

Sie blickte mich erneut an.

»Die Frage ist doch eher, wann ist er? 1971, wenn du es genau wissen willst. Der Zeitfamulus ist seine letzte Chance, denn diese Zeitepoche wird vergehen und Atlan dann mit ihr. Auch du solltest kooperieren.«

»Und alle Freunde dafür opfern? Das ist nicht dein Ernst.«

»Nein, aber um zu überleben.«

Sie trat nun an ihn heran und er wich nicht zurück. Sie packte ihn an den Armen.

»Sei vernünftig. Es ist niemandem geholfen, wenn du im Jahre 1785 stirbst. Lass die Dinge geschehen. Flieg von mir aus zur CASSIOPEIA.«

Er verzog die Mundwinkel.

»Nicht einmal der Appell, mich dir anzuschließen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, dass du dafür zu stur bist, Saggittone.«

Er blickte hoch zum Fenster des Zimmers der sterbenden Herzogin. Gustav Larsen war also ein Zeitreisender, der

die bekannte Abfolge der Ereignisse manipulierte. Dieses fadenscheinige Geschwafel von einem guten Freund, der Aurec helfen wollte, konnte Kathy sich sparen. Das war so, als würde dieser Zeitfamulus jemandes Heim niederbrennen und ihm dann – zu dessen Wohle – eine schäbige Wohnung anbieten. Aurec durfte sich nicht auf Gustav Larsen konzentrieren. Der war offenbar gar nicht in Eutin. Kathy war es jedoch und mit ihr ...

»Medvecâ ist im Schloss!«

Er riss sich von ihr los und rannte hinein.

»Es ist zu spät«, rief sie ihm hinterher, doch so sehr es ihn schmerzte, sie wieder zu verlieren, so sehr musste er sich jetzt auf den Fürstbischof und Administrator Peter Friedrich Ludwig konzentrieren.

Aurec eilte die Treppen hoch und erreichte den Vorraum. Er hielt vor der Tür zum Gemach der Prinzessin kurz inne, dann ging er einfach hinein.

Peter Friedrich Ludwig sah ihn mit Tränen benetzten Augen verwundert an. Er saß auf dem Bett und hielt seine Frau in den Armen.

»Verzeiht, Hoheit! Doch ich fürchte um Eure Sicherheit.«

»Sie ist tot. Friederike ist in meinen Armen gestorben«, sagte er mit belegter Stimme und sah seine Frau an.

Aurec atmete tief durch.

»Soll ich den Medicus herbeirufen?«

Peter Friedrich Ludwig schüttelte den Kopf.

»Kein Medicus vermag ihr Herz erneut zum Schlagen zu bringen. Möge ihre Seele zum Herren unbeschadet reisen. Oh, mein Engel. Sie war meine Göttin, meine Flora. Die Göttin der Blüte.«

Er streichelte ihr Haar.

So unsentimental das war, doch Aurec hielt Ausschau nach Medvecâ. Er legte eine Hand ans Schwert und blickte sich um. Dann ging er ins Büro des designierten Herzogs. Es war leer. Die Tür zum Gemach der Gattin war offen. Friedrich Peter Ludwig wanderte traurig umher.

»Was soll ich nur meinen Söhnen erzählen?«

Aurec konnte diese traurige Frage nicht beantworten.

»Mit ihrem Tod stirbt auch mein Herz. Ich werde mich nie wieder an eine andere Frau binden, niemals mehr mein Herz öffnen. Glück kenne ich fortan nicht.«

Aurec berührten die Worte. Er dachte ja nicht anders über Kathy. Betrübt blickte er auf den trauernden Adligen. Friederike wurde schon blass. Sie war gerade einmal zwanzig Jahre alt geworden.

Aurec blieb angespannt und rechnete in jedem Moment mit einem Angriff von Medvecâ. Entweder stürzte der Ylors in Gestalt einer humanoiden, großen Fledermaus durch ein Fenster oder stürmte aus dem Ankleidezimmer herein. Vielleicht war er auch schon da. Aurec nahm einen Kerzenleuchter und leuchtete die Zimmerdecke ab. Er hatte erwartet, dass die Fratze Medvecâs ihn aus dem Dunkel anstarren würde, Hände und Arme an die Decke gedrückt. Doch kein Ylors hing an der Decke. Aurec atmete tief durch. Er ging erneut in den Anbau, der das Büro darstellte.

Von dort blickte er auf den seitlichen Eingang zum Garten. Kathy stand noch immer dort, dem Fenster zugewandt.

Aurec wollte am liebsten zu ihr, aber er durfte den zukünftigen Herzog nicht aus den Augen lassen. Vielleicht war es Medvecâs perfider Plan, dass Aurec sich auf Kathy konzentrieren würde, damit niemand Peter Friedrich Ludwig schützen konnte.

»Lasst mich allein, werter Don! Ich wünsche Abschied zu nehmen von meiner Gemahlin.«

Das Problem an dieser Bitte war, dass sie gleichzeitig ein Befehl war. Peter Friedrich Ludwig war der Herrscher über Lübeck und Oldenburg. Aurec musste geschickt vorgehen.

»Sehr wohl, Hoheit. Ich fürchte dennoch um Eure Sicherheit und werde die Türe zum Nebenraum offen halten.«

Das war eine Feststellung und keine Frage. Aurec ging durch den kleinen Audienzsaal zurück ins große Zimmer, in dem der Haushofmeister sonst seine Arbeit verrichtete. Worauf wartete Kathy? Gefühle und Erinnerungen kamen in Aurec hoch. Und breite Enttäuschung, Wut, Trauer – und dann eine Leere. Er hatte 730 Jahre lang um sie getrauert, sie hingegen hatte sich dem Feind an den Hals geworfen.

Aber war es so einfach? Aurec konnte nicht alle Hintergründe und wusste, dass Frauen anders dachten als Männer.

Sie war da. Seine 730-jährige Sehnsucht hatte ein Ende gefunden. Sie lebte und war in seiner Nähe. Das war unglaublich viel wert. Auch wenn sie ganz offensichtlich auf der falschen Seite stand. Doch das war immer noch besser, als wenn sie schon lange tot wäre. Es gab Hoffnung, es ging weiter.

Aurec grübelte über Kathys ersten Verrat vor vielen Jahren. Damals war

sie in der Galaxis Barym vom Sohn des Chaos Cau Thon konditioniert worden und war eine Zeitlang als Spionin unterwegs. Ihr Auftrag war es gewesen, die Bestrebungen, den SONNENHAMMER zu vernichten, zu sabotieren. Das war ihr nicht gelungen, und sie hatte die Konditionierung besiegen können, wenngleich sie psychische Schäden davongetragen und lange Zeit in einer Anstalt verbracht hatte. Nachdem diese unter quarteriale Kontrolle gefallen war und Joak Cascall dorthin abgeschoben wurde, hatte sie Cascall geholfen, zu fliehen und wurde selber von dem Quarterium gejagt.

Sie hatte sich in dieser Zeit rehabilitiert und war zu einer Freundin des Chronisten Jaaron Jargon und dessen Nichte Nataly geworden, die ebenfalls vom Quarterium gejagt worden waren. Dann war sie zusammen mit Roi Danton zum Rideryon verschlagen worden und dem Einfluss des Ylorsfürsten Medvecâ erlegen.

Die Ylors waren im Grunde genommen Vampire. Sie benötigten das Blutplasma anderer Lebewesen. Die Ylors waren einst Alysken gewesen, ehe sie von den Kosmokraten mit einem fürchterlichen Fluch belegt worden waren. Die Alysken waren an die Strahlung ihrer Sonne gebunden – waren sie zu lange von ihrem Heimatsystem entfernt, mutierten sie zu den Ylors. So war das Ylorsvirus entstanden. Er veränderte einen Aysken und auch andere Wesen. Die Übertragung erfolgte durch einen Biss, wie bei einem Vampir aus Gruselgeschichten, die auf dieser Welt erst noch geschrieben werden mussten. Jedenfalls war Kathy zu einer Ylors

geworden. Das hatte Vorteile – wie die relative Unsterblichkeit –, aber auch gravierende Nachteile, wie diesen Blutdurst und die psychische Beeinflussung durch Medvecâ.

Kathy hatte diesem getrotzt und dank des Heilserums zumindest den Blutdurst besiegt und sich von der mentalen Beeinflussung der Ylors gelöst. Doch das war im Jahr 1308 NGZ gewesen. Inzwischen war demnach viel passiert. Aurec vermochte nicht zu beurteilen, ob sie wieder im Bann von Medvecâ stand.

Es gab viele offene Fragen. Wo war Medvecâ? Und wo befand sich Natalia, die ehemalige Nataly Andrews, die zu einer grausamen und skrupellosen Ylors geworden war. War sie auch in dieser Zeit? Was hatte es mit der Gestalt am Ukleisee auf sich, die ganz offenbar ein Ylors war?

Die Ylors verteilten ihren Virus in dieser Epoche, aber zu welchem Zweck? War der große Plan von Nistant, dass die Ylors über die Menschheit regieren sollten?

Ein Schrei ließ Aurec aus seinen Gedanken schrecken. Er kam von Peter Friedrich Ludwig. Aurec rannte durch den Audienzsaal ins Schlafgemach von Friederike.

Der Fürstbischof saß auf dem Boden und robbte nach hinten zur Wand. Vor ihm stieg seine tote Frau aus dem Bett. Sie fletschte die unnatürlich spitzen Zähne. Aurec begriff sofort, dass sie zu einer Ylors geworden war. War das Kathys Werk? Oder war sie nur Zaungast und Ablenkung gewesen?

Friederike streckte die Hände in Richtung ihres Gemahls aus.

»Geliebter, kommt in meine Arme. Ich möchte Euch liebkosten.«

Peter schüttelte den Kopf. Seine Mimik drückte Entsetzen aus.

Aurec packte Friederike und stieß sie zurück aufs Bett. Sie fauchte ihn an. Dieses Geschöpf wurde getrieben von dem unnatürlichen Blutdurst und der mentalen Beeinflussung durch Medvecâ. Sie wandte sich wieder ihrem Mann zu und wollte auf ihn springen, doch Aurec packte sie erneut und drückte sie zu Boden. Friederike stieß ihn von sich, rappelte sich auf und wollte wieder auf den geschockten Peter Friedrich Ludwig zugehen. Aurec schlug ohne weiteres Zögern mit dem Schwert zu. Er trennte den Kopf ab. Das Haupt der Herzogin platschte auf den Holzboden und rollte in Richtung Fürstbischof. Dieser verlor das Bewusstsein.

Aurec hörte laute, schwere Schritte. Mehrere Leute rannten offenbar in den Raum. Dann erreichte auch schon zwei Kammerdiener das Gemach der Herzogin. Hinter ihnen drängte sich Gustav Larsen in den Raum.

»Schützt seine Hoheit«, rief er entsetzt.

Zwei weitere uniformierte Soldaten eilten ins Zimmer und stürzten sich auf Aurec. Er ließ es geschehen, wollte keinen Widerstand leisten. Im Grunde war er sogar zufrieden, denn er hatte das Leben von Peter Friedrich Ludwig gerettet.

Mit gespielter Betroffenheit und Fassunglosigkeit musterte Gustav Larsen die Szene. Dann wandte er sich an Aurec.

»Bei allem was uns heilig ist. Mörder! Ihr habt das Gastrecht des Fürstbischofs

zu Lübeck und des Administrators des Herzogtums Oldenburg auf das schändlichste missbraucht, seine Gemahlin ermordet und ... Bei Gott, wären wir nicht rechtzeitig gekommen, wäre auch seine Durchlaucht Eurer Mordgier zum Opfer gefallen.«

Aurec schmunzelte.

»Richtet Fürst Medvecâ aus, dass euer Plan gescheitert ist«, sagte er nur.

Gustav Larsen trat näher an Aurec, der von den beiden Soldaten festgehalten wurde. Eine der Wache nahm Aurecs Schwert an sich. Larsen packte Aurecs rechten Arm und streifte den Ärmel hoch.

»Welch Teufelszeug Ihr tragt. Ich wünschte mir, die Inquisition existierte noch in diesen Landen«, sagte Larsen und zog das Armband mit dem Interkom herunter. Dann wandte er sich an den linken Soldaten.

»Informiert die Polizeidiener und eskortiert den Unhold ins Rathaus in die Arrestzelle.«

Aurec wurde unsanft hinausgezogen. Die zwei Soldaten brachten ihn zum Rathaus auf dem Marktplatz. Dort wurde er von zwei Polizeidienern in Empfang genommen und auf den Dachboden gebracht, der voller Spinnweben und Gerümpel war. Zu seiner Verwunderung lagen hier Musikinstrumente herum, die für Spielmannszüge genutzt wurden. Es war kalt, und der Wind zog durch die Ritzen im Holz. Er konnte Peter Friedrich Ludwig nicht mehr schützen, doch er hoffte, dass Larsen nun von weiteren Mordversuchen absehen würde.



Diese Arrestzelle war im Grunde genommen eine Rumpelkammer. Seine Arrestzelle war , karg und dreckig. Das letzte Mal war er 1776 in diesem Haus gewesen, als er den Stadtarchivar nach alten Aufzeichnungen gefragt hatte. Vermutlich war der alte Mann schon tot. Er sah sich um und suchte nach einer Fluchtmöglichkeit. Das Fenster war vergittert. Die schwere Holztür natürlich abgeschlossen.

Er seufzte und dachte an Kathy. Hatte sie Friederike von Württemberg gebissen, damit die ohnehin dem Tode geweihte Herzogin als Ylors noch ihren Gemahl mit in den Tod nehmen würde? Oder sollte sie nur Wache stehen, um Aurec abzulenken? Vielleicht war Friederike schon über Wochen geschwächt worden.

Kathy lebte jedenfalls noch. Mehr als 700 Jahre hatte er getrauert und nach Möglichkeiten gesucht, auf das Rideryon zu kommen, und nun war sie selbst von dort entkommen – ganz offenbar mit der Hilfe von Medvecâ.

Wie sollte das alles nur weitergehen? Er lehnte an der Wand und fror, denn das Fenster hatte keine Scheiben und in der Holzwand waren Lücken.

Aurec hörte ein Klacken und Knistern. Er blickte zum Fenster hoch. Es qualmte. Die Gitterstäbe fingen an, sich aufzulösen. Neugierig stand er auf und blickte durch das Fenster nach unten. Dort stand Kathy, die mit einem Energiestrahler die Gitterstäbe desintegrierte. Neben ihr ein schwarzes Pferd. Das Fenster war nun offen.

Sie winkte und deutete an, dass er durchs Fenster steigen sollte. Das waren gut zehn Meter. Doch er hatte kei-

ne Wahl. Er zwängte sich hindurch und hing baumelnd an der Außenwand.

»Hast du keinen Antigrav?«, fragte er.

»Stell dich nicht so an«, flüsterte sie.

»Beeile dich.«

Er stieg langsam herab, verlor aber schnell den Halt und prallte gegen das Pferd und dann auf den Boden. Er hörte das Kichern von Kathy. Aurec rappelte sich auf. Alles tat ihm weh.

»Wieso tust du das?«, wollte er wissen.

»Larsen hätte dich nach Lübeck in ein tiefes Verlies gebracht. Du wärest aus dem Radius des Kosmogenen Seglers gewesen, und die Gefahr ist hoch, dass du dann in dieser Zeitlinie bleibst, weil du deine Erinnerungen verlierst oder im schlimmsten Fall instabil wirst und dich auflöst. Denkst du, das will ich?«

»Du arbeitest mit Medvecâ zusammen, was soll ich denn denken?«

Sie blickte mich böse an.

»Steig aufs Pferd. Der designierte Herzog dürfte fürs erste sicher sein. Medvecâ wird Larsen raten, behutsam mit Änderungen der Zeit vorzugehen.«

Sie zog sein Interkom aus dem Mantel hervor und reichte es mir. Ich stieg aufs Pferd.

»Sein Plan war, dass Friederike als Ylors den Fürstbischof beißen sollte und de la Siniestro der Nachfolger wird«, erklärte Kathy und blickte in den Himmel. »Es bleibt keine Zeit mehr. Reite zum Segler und verschwinde aus dieser Zeit. Reise ins Jahr 1793. Dann wird dir einiges klarer. Medvecâ und Natalia sind auf dem Weg. Verschwinde.«

Sie klatschte dem Pferd auf den Hintern, das sich sofort in Bewegung setzt. Dann übernahm Aurec die Kontrolle über das Pferd und galoppierte über

den Marktplatz in Richtung kleinen Eutiner See, der zur rechten Seite lag.

Ein Mann rief ihm erbot hinterher, es sei verboten, in der Stadt so schnell zu reiten. Die wütende Aussage des Mannes, war Aurec egal. Kathy hatte ihn gerettet. Liebt sie ihn doch noch? Er verstand die Welt nicht mehr.

Er ritt nach Fissau und von dort in den Wald hinein zum Kosmogenen Segler. Aurec stieg ab und ließ das Pferd frei. Er ging ins Raumschiff und wurde von Bencho begrüßt.

»Ich soll dich von Kathy grüßen«, sagte Aurec und kraulte den Hund, der fröhlich kläffte. Bencho war ein Posbiroboter mit niedriger Intelligenz. Er konnte nicht sprechen oder ihm mitteilen, ob er mit dem Namen Kathy etwas anfangen konnte.

Der Roboter mit dem Aussehen einer kleinen braunweißen terranischen Bulldogge war ein Geschenk an ihn gewesen. Ein Geschenk von ...

Er stutzte und grübelte. Wer hatte ihm Bencho geschenkt? Der Botschafter der Posbi in Cartwheel? Oder war es Eorthor? Wieso sollte Eorthor ihm einen Posbihund schenken? Das ergab keinen Sinn. Er blickte den Hund fragend an. Konnte es denn sein, dass die Erinnerungen ihm auch hier einen Strich durch die Rechnung machten?

»Kennst du Kathy?«, wollte Aurec wissen. Er bekam natürlich keine Antwort. Bencho schlabberte Aurecs Hand ab.

Der Saggittone setzte sich vor die Kontrollen des silbernen, pfeilförmigen Raumschiffes und aktivierte das Antigravtriebwerk. Mit einem leisen Surren

stieg der Segler in den Himmel empor. Aurec nahm Kurs in den Orbit von Terra und verweilte dort noch einige Stunden. Sollte er zurückkehren und Kathy suchen – oder ins Jahr 1793 reisen, wie sie ihm geraten hatte? Er grübelte über sie nach und betrachtete zugleich fasziniert den blauen Planeten.

Terra war eine schöne Welt, reich an Bodenschätzen und üppiger Natur. Zumindest in dieser Epoche. Aus den Geschichtsaufzeichnungen wusste er, dass im 20. Jahrhundert durch massiven Ressourcenabbau, steigende Bevölkerung und den Einsatz von schädlichen Technologien die Natur in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das änderte sich durch die Arkoniden und ihre saubere Technik. Doch ohne einen Perry Rhodan, der auf dem Mond die AETRON finden würde, würde es wohl keine Hilfe für die Erde geben und damit für so viele Spezies, denen Rhodan und die Terraner im Laufe der Jahrtausende geholfen hatte.

Aurec wurde wieder einmal bewusst, wie wichtig die Mission der Kosmogenen Chronikträger war. Es ging immerhin um die Rettung des Universums, dessen unmanipulierte Erinnerungen und ihre eigene Zeitlinie. Er seufzte. Er musste sich zusammenreißen, auf Kurs bleiben.

Der Kosmogene Segler verließ den Orbit und steuerte ins Alpha-Centauri-System, das 4,3 Lichtjahre vom Solssystem entfernt lag. Dort befand sich eine permanente Temporale Anomalie, die eine Verbindung zur Tiefe des Chaos herstellte. Aurec erwartete dort eine Reise ins Jahr 1793.

Terra 1971 – Atom Bomb, Baby

Der Morgen des 9. August 1971 brach an. Der Himmel war bewölkt, und es nieselte leicht. Es war kurz vor sechs Uhr, und ich hatte kaum geschlafen. Mit einer Tasse Kaffee in der Hand saß ich auf der Couch und sah die Sondersendung in der ARD.

»Der Ausbruch eines Dritten Weltkriegs kann nur durch ein einsichtiges Verhalten der Vereinigten Staaten von Amerika verhindert werden. Der Ostblock ist festen Willens und unumstößlich entschlossen, seine Interessen durchzusetzen«, hieß es wörtlich aus dem Kreml. Die Chinesen gaben sich gewohnt doppelzüngig. »Die Volksrepublik hat natürlich nicht den Wunsch, in den Krieg zu ziehen. Wir müssen es dennoch weiterhin in Erwägung ziehen, sollten die kapitalistischen Amerikaner die außerirdischen Geheimnisse für sich behalten«, wurde Peking zitiert.

Enrico stand plötzlich vor mir. Ich zuckte zusammen. Wie macht er das nur, sich so unbemerkt anzuschleichen? Außerdem sah er überhaupt nicht so aus, als hätte er geschlafen. Er wirkte müde.

»Kaffee?«, fragte er nur.

»Oh ja, starker, schwarzer Kaffee.«

»Wir unterbrechen für eine Eilmeldung«, sagte der Moderator der ARD mit gebrochener Stimme. »Wie soeben mitgeteilt wurde, haben Streitkräfte des Ostblocks die Grenze der Bundesrepublik in kriegерischer Absicht überschritten. Angriffe erfolgten auf Grenzposten in Niedersachsen und Hessen. Sowjetische U-Boote tauchten in der Lübecker Bucht auf. Zu dieser Stunde werden

Bombenangriffe auf die Bundesrepublik geflogen ... Die Nato hat angekündigt, das Staatsgebiet zu verteidigen. Es gibt noch keine Stellungnahme vom Bundeskanzler.«

Jetzt brauchte ich eher einen Irish Coffee.

Enrico wirkte nicht überrascht. Eine Hiobsbotschaft nach der anderen wurde über den Äther verkündet. Die chinesische Marine startete im Pazifik Angriffe auf die amerikanischen Militärbasen. Nordkorea griff die entmilitarisierte Zone zur Republik Südkorea an. Innerhalb eines Morgens entstand ein Weltenbrand.

»Aufgrund der Kriegserklärung des Ostblocks und der anhaltenden Luftangriffe auf Militärbasen wird der zivile Flugverkehr bis auf weiteres ausgesetzt«, verkündete der Nachrichtensprecher. »Reisen ins Ausland mit dem Zug und dem Personenkraftwagen sind weiterhin möglich ... Oh, und der Bundeskanzler nun«

Das Bild wechselte. Es wurde nach Bonn geschaltet. Bundeskanzler Willy Brandt sah ernst in die Kamera.

»Verehrte Bundesbürger, seit heute, 5:58 Uhr, wird die Bundesrepublik Deutschland von Streitkräften des Ostblocks angegriffen. Es gibt erbitterte Gefechte an der innerdeutschen Grenze. Der Feind fliegt Luftangriffe auf militärische Ziele, jedoch nicht auf zivile Einrichtungen. Früher oder später wird das jedoch passieren. Es ist der Krieg, den wir immer gefürchtet hatten, vor dem wir immer Angst hatten. Wir haben gerade erst die Wunden und die Trümmer

des letzten Krieges beseitigt, und nun droht alles in Schutt und Asche zu zerfallen. Ich fordere die Verantwortlichen eindringlich dazu auf, diesen sinnlosen Krieg zu beenden. Setzen Sie sich an einen Tisch mit dem US-Präsidenten Nixon. Ich verstehe die Angst und Besorgnis, liebe Bürgerinnen und Bürger. Vermeiden Sie Panik, bleiben Sie vernünftig. Legen Sie sich Vorräte an und wenn möglich, meiden sie das Kriegsgebiet und große Städte.«

Ich atmete tief durch. Das war also der Beginn des Dritten Weltkriegs. Am 9. August 1971 schickte sich die Menschheit an, sich endgültig auszulöschen. Ich war kein Narr. Ich wusste, dass der Einsatz von Atombomben wie ein Damoklesschwert über uns schwebte.

»Wir sind hier nicht mehr sicher«, sagte Enrico.

Ich blickte den jungen Volontär mit der Hippiemähne an.

»Das sind wir wohl nirgendwo.«

»Ich spreche von Lessing. Er wird meine Anschrift über den Verlag herausbekommen und hier auftauchen. Das ist nur eine Frage der Zeit.«

»Und was sollen wir jetzt machen?«

»Ich organisiere ein Fluchtgefahr.«

»Sie haben doch gehört, dass der Luftraum für zivile Flugzeuge gesperrt ist.«

»Ich finde schon eine Lösung. Sie müssen die Wohnung verlassen und in Köln untertauchen. Wir treffen uns morgen um neun Uhr am Rheinufer nahe der Claudius-Therme in Stadtteil Deutz.«

Enrico kramte einen Revolver aus der Tasche und drückte ihn mir in die Hand.

»Er hat sechs Schuss. Gehen Sie weise damit um.«

Ich nickte stumm. Was sollte ich auch sagen?

Na danke, zum Beispiel, warf Harry ein.

Ich steckte die Waffe in die Hose, warf meine Jacke über und verdeckte damit die Pistole. Enrico nickte mir zu und verließ die Wohnung. Ich war nun mit Harry alleine hier. Sollte ich noch warten?

Worauf?

Ich wusste es nicht.

Dann warten wir nicht. Oder willst du noch länger vor der Glotze hängen?

Vermutlich wollte ich den Zeitpunkt einfach nur hinauszögern. Dabei war das idiotisch. Die Bude von Enrico bot mir keinen wirklichen Schutz. Weder vor Lessing noch vor einem Bombenangriff. Ich atmete tief ein, ging forschen Schrittes zur Tür und öffnete sie – und blickte in das Gesicht Björn Lessings. Der wirkte verwundert, reagierte aber schnell, zückte seine Pistole und hielt sie mir unter die Nase.

»Guten Morgen, Olaf! Ich hätte nicht erwartet, dass Sie so phlegmatisch sind und ich Sie hier noch antreffe. Nun denn, wollen Sie mich nicht hineinbitten?«

»Natürlich ...«

Lessing war für einen Moment zu selbstsicher. Ich packte seinen Arm und drückte ihn zur Seite. Ich schlug seine Hand gegen den Türrahmen, er ließ die Waffe fallen. Dann holte ich aus, und mein rechter Haken schickte ihn auf den Teppichboden.

Jetzt lauf endlich, Atlan. Lauf, rief Harry.

Ich war aufgeregt, doch es fiel mir auf, dass er mich Atlan genannt hatte, wie in dem Café nach dem Mord an Perry Rhodan.

Wer zum Henker ist Atlan?

Was?

Wie was? Du hast mich Atlan genannt.

Wer?

Das war mir zu dumm. Ich öffnete die Tür und eilte aus der Wohnung, rannte den Korridor entlang und die Treppe hinunter, hinaus zur Haustür und auf die Straße. Wohin? Ich blickte nach links und nach rechts. Intuitiv rannte ich nach rechts, stopp. Lieber nach links. Der Spiegel eines Autos zerbrach mit einem Knall.

Der schießt auf uns, sagte Harry.

Der Gehweg verlief in einer Kurve, so dass Lessing vermutlich kein freies Schussfeld mehr hatte. Ich wollte mich nicht ausruhen, um es herauszufinden. Vielleicht verschaffte mir das einen Vorsprung. Ich rannte so schnell es ging in eine Nebenstraße, bis ich nicht mehr konnte.

Du bist nicht fit, das wird uns noch umbringen.

Wen denn von uns allen? Dich, mich oder Atlan?

Wer ist Atlan?

Das will ich von dir wissen, Harry!

Wieso sollte ich das wissen?

Na, weil du mich zweimal als Atlan bezeichnet hast.

Daran kann ich mich nicht erinnern.

Ich hörte ein Zischen, verspürte einen Schmerz am Arm. Das Hemd färbte sich rot. Lessing hatte mich erwischt.

Nur ein Streifschuss. Versteck dich hinter den Autos.

Als ob ich nicht selber darauf gekommen wäre. Ich ging in die Knie. Mehr als mich verstecken und Deckung suchen konnte ich nicht. Lessing war bewaffnet.

Hast du Alzheimer, du Beuteterraner? Enrico hat dir eine Waffe mit sechs Schuss gegeben. Nutze sie!

Ach ja, da war ja was. In der ganzen Aufregung hatte ich die Pistole ganz vergessen. Sie steckte in der Hose. Aber was zum Teufel war nun schon wieder ein Beuteterraner? War Atlan so einer? Hatte er die Erde erbeutet? Menschen wurden auch von komischen, weltfremden Science-Fiction-Autoren als Terraner bezeichnet. Atlan war also ein Erdenbewohner mit Beute?

Alter, konzentriere dich endlich mal.

Harry hatte recht. Ich zog die Pistole und öffnete die Trommel. Sechs Kugeln waren drin.

»Olaaaaf? Kommen Sie hervor. Wir können noch über alles reden. Was wollen Sie? Mehr Geld? Geht klar. Haus, Auto? Sie kriegen die besten? Geile Blondinen vögeln? Die beschaffe ich ihnen. Sie können doch sowieso nichts mehr machen. Der Krieg hat begonnen. Das ist die beste Zeit für uns Journalisten. Wir schreiben unsere Artikel nun mit dem Blut von Soldaten und Zivilisten. Die Kriegshölle ist der Traum eines jeden Reporters.«

Lessing würde mich abknallen, wenn ich aus der Deckung hervorkommen würde. Warum sollte er mich auch am Leben lassen? Ich war Zeuge, wie er Menschen ermordet hatte.

»Ich bin nicht blöd, Lessing! Sie oder ich. Ich weiß, dass es darauf hinausläuft.«

Stille. Ich wechselte die Position und suchte hinter einem anderen Wagen Schutz.

»Unter normalen Umständen gebe ich Ihnen recht, Olaf! Aber nichts ist mehr

normal. Der Dritte Weltkrieg hat begonnen, und wir beide leben eine Lüge. Ich bewusst und Sie unbewusst. Aber wir sind beide nicht die, für die wir uns ausgeben. Meine Wenigkeit heißt nicht Björn Lessing, und Sie sind auch nicht Olaf Peterson.«

Das war doch lächerlich.

»Als nächstes behaupten Sie, Sie sind ein Alien und die Amerikaner haben Ihre Technologie gefunden ...«

»Ein amüsanter Gedanke, doch er stimmt nicht so ganz. Die Technologie, die die Crew der STARDUST gefunden hat, ist ein Raumschiff der Arkoniden mit der Bezeichnung AETRON. Die Crew ist bis auf die Kommandantin und der Expeditionsleiter degeneriert. Sie tauchen in virtuelle Spielwelten ab und verbringen ihre Tage nur noch damit. Es war daher Freyt und den anderen möglich, Thora und Crest zu überwältigen und die AETRON zu sichern. Schon ein Beiboot könnte Moskau und Peking vernichten.«

Das war eine unglaubliche Geschichte. Wenn sie denn wahr war.

»Woher wissen Sie das, Lessing?«

»Weil ich ein Zeitfamulus bin. Ich kenne die Vergangenheit dieser Zeitlinie. Sie hat sich nur ein wenig geändert. Das kann unter Umständen zu einer temporären Verunsicherung führen. Denn auch Ihre Zeit hat sich geändert. Sie erleben Ihre Vergangenheit mit alternativem Ende.«

Lessing lachte grunzend.

»Kennen Sie diese interaktiven Filme, wo der Zuschauer den Ausgang selber bestimmen kann?«

»Nein, kenne ich nicht.«

Ich schlich nun in seine Richtung.

Vielleicht konnte ich Nutzen aus seinem selbstherrlichen Geplapper ziehen.

»Und wer bin ich in Ihrer Geschichte? Der König vom Mars?«

»Ihr Zynismus ist weder platziert noch unterhaltsam. Sie verkennen Ihre Situation. Wenn Sie mich nicht anhören, sterben Sie spätestens Morgen, vielleicht auch ...«

Lessing tauchte plötzlich am Kofferraum eines PKW auf und richtete die Waffe auf mich. Es war ein Reflex, dass ich mich seitlich zu Boden fallen ließ und schoss. Dreimal hintereinander. Lessing wurde an der Schulter getroffen, es löste sich ein Schuss aus seiner Waffe, der mich aber nicht traf. Ein weiterer Schuss traf sein Bein. Er sackte zusammen und ließ die Waffe fallen. Ich hatte ihn. Ein wenig fühlte ich mich wie James Bond. Der Nervenkitzel war unbeschreiblich.

»So, Zeitfamulus. Zu Ende fabuliert.«

Lessing war anzusehen, dass er Schmerzen hatte. Trotzdem grinste er schwach.

»Fliehen Sie nur. Ich werde Sie finden. Was wollen Sie denn jetzt noch machen? Perry Rhodan und Reginald Bull sind tot. Der Weltkrieg hat begonnen. Wollen Sie Ihre Artgenossen aus Area 51 befreien?«

»Meine Artgenossen?«

Lessing bewegte sich etwas, doch mit zwei Schusswunden fiel es ihm schwer. Dennoch behielt er sein dummes, nerviges Grinsen.

»Sie sind Arkonide. Sie kommen nicht vom Mars, sondern von Arkon. Diese Welt ist 32.000 Lichtjahre von der Erde entfernt. Sie waren dort aber schon lange nicht mehr.«

Lessing verzog das Gesicht. Ich streifte die Jacke ab und zerriss die Ärmel des Hemdes. Damit band ich den Arm und Oberschenkel ab, damit er nicht verblutete. Ich war im Gegensatz zu diesem selbsternannten Zeitfamulus kein Mörder. Allerdings musste er sich schon selber zur nächsten Notrufzelle schleppen oder auf sich aufmerksam machen. Seine Pistole steckte ich ein. Ich war mir fast sicher, dass ich Lessing noch nicht los war, doch ich hatte nun mehr Zeit, um mich zu verstecken.

»Sie sind nicht Olaf. Hören Sie auf die innere Stimme – und Sie erinnern sich an Ihren wahren Namen.«

Ich wollte das gar nicht mehr hören. Ich wollte nur weg von Björn Lessing. Ich war nicht Olaf Peterson? Das war doch lächerlich. Wer sollte ich denn sonst sein?

Etwa dieser Atlan?



Die aufgehende Sonne verdrängte die Wolken, tränkte den Himmel in ein blutiges Orange. Der Himmel wirkte unheilschwanger, während die Vögel munter und heiter ihre Morgenlieder trällerten. Der frühe Morgen des 10. August war angebrochen.

Ich saß buchstäblich unter einer Rheinbrücke und blickte abwechselnd auf den Kölner Dom und den Rhein.

Zwei Männer gingen am Strand entlang und unterhielten sich auf Türkisch. Sie starrten mich an, während sie etwa zehn Meter entfernt an mir vorbeigingen. Von der anderen Seite kam ein Hippie in einem weißen Gewand und langen wallenden Haaren und genoss

seinen Joint. Er drehte sich um, grinste und machte das Peace-Zeichen.

»Auch dem Staat entsagt, Bruder? Unter der Brücke leben bedeutet Freiheit, Bruder. Ich liebe dich.«

Ich winkte ab. Nein, das bedeutete, ich wurde von einem Mörder gejagt und musste mich verstecken. Trotzdem hatte ich Hunger und Durst. Eine Schrippe mit Wurst oder Nutella und dazu ein halber Liter schwarzen Kaffee wäre nun ein Segen. Es war 6:50 Uhr. Enrico wartete ab neun Uhr auf der gegenüberliegenden Seite des Rheins auf mich. Ich musste über die Brücke und dann vielleicht ein, zwei Kilometer nach links, bis ich die Claudius-Therme erreichte.

Ich verließ den Brückenunterstand und ging Richtung Dom.

Die Welt ging vielleicht auch so oder so unter. Das Dröhnen der Triebwerke dreier Kampffjets ließ mich in den Himmel blicken. In der friedvollen Atmosphäre Kölns könnte man beinahe vergessen, dass seit gestern ein Krieg tobte. Ich betrachtete die Vorderseite dieser gigantischen Kirche mit Ehrfurcht. Generationen hatten über sechs Jahrhunderte daran gearbeitet.

Ich suchte einen Bäcker und nahm ein Frühstück zu mir. Kaum war ich zur Tür raus, stürmte mir Enrico entgegen.

»Schnell, wir haben keine Zeit.«

Er packte mich am Arm und zog mich zu einem zerbeulten roten VW-Käfer.

»Einsteigen.«

Mechanisch folgte ich seiner Anweisung. Im Auto stank es nach Haschisch. Enrico fuhr sofort los.

»Wie hast du mich gefunden? Und wo geht es hin?«

»Erkläre ich später – wir müssen Köln sofort verlassen und Abstand gewinnen. Anschließend fahren wir nach Antwerpen und von dort per Schiff zu den Azoren. Flüge sind nicht mehr möglich.«

»Was sollen wir denn auf den Azoren?«, wollte ich wissen.

»Dort ist es sicher. Die Inselgruppe ist abgelegen und wird bestimmt nicht bombardiert werden. Außerdem gibt es dort ... Familienbesitz.«

Ich verstand nicht so recht, doch es war wohl alles besser, als mitten im Krieg zu sein. Es galt nun einfach zu überleben, während sich die Menschheit mit grausamen Waffen die Köpfe einschlug. Allerdings wäre mir eine

hübsche Frau zusätzlich an meiner Seite auch noch ganz recht. Immerhin musste ich ja irgendwie die Zeit überbrücken.

Auf den Azoren gibt es bestimmt ein paar Miesen, warf Harry ein.

Nach einer Stunde im zähen Verkehr erreichten wir ein Bergbaugebiet bei Leverkusen. Enrico hielt den Wagen an. Von dem Hügel hatten wir einen tollen Blick auf die Stadt. Enrico kramte aus seiner Tasche zwei Schutzbrillen hervor. Er reichte mir eine.

»Aufsetzen. Sofort!«

Wieso sollte ich jetzt eine Schutzbrille aufsetzen? Ich seufzte und tat es ohne Widerworte. Ich fragte mich, ob wir nicht Sophia Loren oder Raquel Welch



Der nukleare Horror über Köln von Roland Wolf

mit auf die Azoren nehmen könnten? Oder Brigitte Bardot?

Diana Rigg wäre vielleicht auch was für dich? Oder wieso nicht alle, fragte Harry sarkastisch.

Ja, die Rigg war eine tolle Frau. Ich fand die Idee ...

Ein Blitz hinter Köln stoppte meine Gedanken. Oh, mein Gott. Ein greller Feuerball wuchs und wuchs. Aus ihm stieg ein Feuer- und Rauchpilz in den Himmel, während sich eine Feuerwalze auf uns zu schob. Sie hatten es getan. Sie hatten es wirklich getan und eine Atombombe geworfen.

»Die Bombe ist über Bonn explodiert, oder?«, fragte ich mit brüchiger Stimme.

»Das ist korrekt. Doch die Auswirkungen sind bis Köln-Deutz zu spüren, sogar ...«

Ich spürte eine leichte Druckwelle, und mir wurde flau im Magen. Die Erde zitterte leicht. Sogar bis zu uns.

»Hätten wir uns in Deutz getroffen, wären wir tot«, stellte ich nüchtern fest.

»Vermutlich oder stark geschädigt. Wir können für die Menschen nichts mehr tun und müssen los, bevor eine Welle an Flüchtlingen aufbricht. In Antwerpen steht ein Schiff für uns bereit.«

Die Menschen in Bonn und Köln starben grausame Tode. Jene in Bonn wurde regelrecht pulverisiert. Andere ver-

brannten bei lebendigem Leib, wurden von der Druckwelle zerfetzt oder von Trümmern erschlagen. Jene, die überlebten, mussten schwere Verbrennungen erleiden und würden an ihren Verletzungen oder der Strahlenkrankheit elendig verrecken.

Das apokalyptische Grauen würde sich in den nächsten Tagen in Tausenden von Städten wiederholen. Solange, bis die Waffen verbraucht waren oder die Abschussrampen nicht mehr einsatzfähig waren.

Ich blickte auf den Atompilz. Wo waren noch Bomben gefallen? Dieser Angriff war vom Ostblock und der Asiatischen Föderation sicherlich koordiniert gewesen. Die USA, Frankreich und Großbritannien würden nicht lange mit einem Gegenangriff warten. Die größten Metropolen würden in den nächsten vierundzwanzig Stunden aufhören zu existieren, Millionen Menschen würden sofort den Tod finden und Milliarden in den nächsten Wochen und Monaten.

Die Menschheit hatte ihre schlimmsten und zerstörerischsten Waffen eingesetzt. Diese Wahnsinnigen hatten es wirklich getan.

Das war das Ende für den Großteil der Menschheit. Der 10. August 1971 war der Tag des jüngsten Gerichts.

666-Rückwärts – Die IVANHOE II

August 1308 NGZ

Die IVANHOE II stürzte ab!

Sie konnten einige hundert Besatzungsmitglieder evakuieren. Knapp 500

blieben an Bord während das erbarungslose Feuer der drei Raumschiffe auf sie einprasselt. Solange, bis sich der Boden buchstäblich unter der IVANHOE II auftaut und sie ins innere des

Rideryon stürzte. Hunderte, tausende Kilometer tief ins Innere der Weltrauminsel, bis sie aufschlugen.

Mathew Wallaces Körper schmerzte an jeder Stelle. Die Energie war ausgefallen, aber er war am Leben. Etwa fünf Meter von ihm entfernt kniete Jennifer Taylor über Tania Walerty. Tränen flossen über ihr Gesicht. Wallaces Herz wurde schwer. Er wusste, was das bedeutete: Tania war tot. Mühsam raffte er sich hoch und schlurfte zu der Bordärztin. Sie sah zu ihm hoch, die Augen vom Weinen gerötet. Tania Walerty lag unnatürlich verrenkt auf dem Boden in einer Lache ihres Blutes.

Jennifer schüttelte nur den Kopf und bestätigte damit wortlos Walterys Tod. Wallace wusste, dass ihr das besonders nahe ging, denn beide hatte seit ihrer Kadettenzeit eine Freundschaft verbunden.

Mathew legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Der Kommandant ist bewusstlos«, sagte er mit belegter Stimme.

Sie stand auf und ging wortlos zu Jeamour.

Irwan Dove schob mit einem lauten Krachen den Stahlschrott zur Seite. Der Oxtorner schien unverletzt, was aufgrund seiner Anatomie nicht verwunderte. Von links kam auch der Posbi Lorif auf Wallace und Taylor zu.

»Wir sind in eine Tiefe von 183.000 Kilometern abgestürzt. Wir haben einen hohen Energieverlust. Das Metagravvantrieb hat vermutlich noch weiteren Schaden genommen. Ebenso das sekundäre Antigravtriebwerk«, meldete Lorif.

»Gibt es Überlebende?«, wollte Wallace wissen.

»Der interne Bordfunk ist ausgefallen. Auch der Scanner funktionierte nicht. Wir müssen zunächst die Energieversorgung wiederherstellen, speziell die NUG-Schwarzschild-Reaktoren und Fusionsreaktoren. Es ist anzunehmen, dass der Hypertrop Notfallgenerator ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde oder Ableitungen beschädigt sind.«

»Wir brauchen Zyrak Wygal«, sagte Wallace. »Wie geht es dem Kommandanten?«

»Er hat eine Gehirnerschütterung«, rief Jenny Taylor.

Das reichte Wallace. Er nickte Dove und Lorif zu. Sie verließen die Zentrale. 523 Besatzungsmitglieder waren noch an Bord. Es musste Überlebende geben. Auf dem Weg zum Maschinenraum fanden sie sechzehn Tote und vier Verletzte, die notdürftig versorgt wurden. Ihr Ziel war der Not-Hypertrop. Irwan Dove fiel als erstes der Lichtschein auf. Das Licht wurde deutlicher und musste von Taschenlampen der anderen Crewmitglieder stammen. Auf halbem Wege trafen sie auf Zyrak Wygal mit etwa zwanzig anderen Technikern. Der Jülziish stieß einen schrillen Freudenschrei aus.

»Bei der farblosen Kreatur der glücklichen Fügung, schön, dass ihr lebt.«

Lorif erklärte die Situation.

»Fast alle Scanner sind ausgefallen. Die letzten Informationen zeigten an, dass die IVANHOE 183.000 Kilometer tief ins Innere des Rideryon gestürzt ist.«

»Vermutlich sind die Hypertropzapfer dabei auch in Mitleidenschaft gezogen worden und es ist zu einer Notabschaltung gekommen. Möglich ist, dass auch

Leitungen defekt sind. Wir müssen die Gravitrafspeicher prüfen und die Leitungen reparieren. Das wird dauern, bei der grauen Kreatur des Zeitdrucks«, erwiderte der Maschinenchef Wygal.



In den folgenden Tagen bildeten sich zwei Teams: eine Reparaturmannschaft und eine Mannschaft, die nach Besatzungsmitglieder suchte. Ohne Antigrav und Energie war die Suche schwer. Rund um die Kommandozentrale funktionierten einige Notfallaggregate und hielten die Lebenserhaltungssysteme am Laufen. Wygals Mannschaft gelang es nach einigen Tagen, die Leitungen zu den Gravitrafspeichern zu reparieren, während die Brückencrew systematisch Deck für Deck absuchte. In dieser Zeit vermehrten sich Berichte über leuchtende Wesen, die erschienen und wieder verschwanden, ohne Kontakt aufzunehmen. Wallace selber begegnete ebenfalls so einer leuchtenden Kugel, die offenbar nur beobachtete und nach einer Minute wieder verschwunden war.

Die Kugeln kommunizierten nicht uns mit ihnen. Wallace wusste nicht, ob sie gefährlich waren oder nur neugierig.

Der Kommandant erholte sich wieder. Nach drei Tagen waren 437 Crewmitglieder lebend gefunden worden. 86 Besatzungsmitglieder hatten den Absturz nicht überlebt. 116 waren verletzt und nicht einsatzfähig. Sie hatten hauptsächlich Knochenbrüche und Kopfverletzungen erlitten. Jenny Taylor tat ihr Möglichstes unter den erschwerenden Bedingungen. Die IVANHOE II hatte volle Nahrungs- und Wasserlager.

Zumindest darüber musste man sich keine Sorgen machen. Die Außenhülle war jedoch stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Keine Antenne hatte den Absturz überstanden. Einige Hüllenbrüche mussten repariert werden. Dazu wurde Material aus dem Inneren des Schiffs verwendet. Einige Bereiche mussten jedoch gänzlich abgeschottet werden, weil die Lecks zu groß waren. Xavier Jeamour plante immer noch, die IVANHOE II wieder flugfähig zu machen.

In einer Besprechung mit Wallace, Lorif, Wygal und Dove erklärte er: »Wir müssen die IVANHOE wieder zur Oberfläche bringen. Dazu brauchen wir einen Antrieb. Laut den Berichten von Lorif und Zyrak Wygal verfügen unsere Gravitrafspeicher über ausreichend Energie – wir müssen aber Leitungen reparieren, die Außenhülle flicken und das Antigravtriebwerk zum Laufen bekommen, meine Herren.«

Jeamour trank einen Tee und fasste sich an die Schläfe. Die Gehirnerschütterung wirkte nach.

»Was machen wir mit diesen Erscheinungen?«, wollte Dove wissen.

Jeamour zuckte mit den Schultern.

»Da wir sie offenbar nicht aufhalten können, müssen wir sie weiter beobachten und versuchen, Kontakt aufzunehmen. Lorif, würde ein Schutzschirm sie denn überhaupt davon abhalten, uns aufzusuchen?«

»Das wäre durchaus möglich, Sir! Dennoch werden wir vermutlich die Aggregate der Schutzschirme nicht reparieren können. Es fehlt der IVANHOE II an Ersatzteilen. Wir können sie in einigen Monaten flugfähig machen, doch Offensiv- und Defensivbewaff-

nung werden stark eingeschränkt sein. Ich rate außerdem dazu, den Wirkungsbereich zu minimieren und die oberen Etagen zu verlassen.«

Jeamour nickte. Er wirkte angegriffen.
»Machen wir es so!«



Die Reparaturen zogen sich über Monate hin. Die Ungewissheit nagte an jedem von ihnen. Wallace fragte sich andauernd, was aus seinen Freunden Jonathan Andrews, Remus und Jan Scorbit, Joak Cascall und Elyn geworden war. Hatten sie den Weg zur Stadt Amunrator gefunden und waren in Sicherheit – oder tobte über ihnen ein großer Krieg?

Es musste inzwischen April 1309 NGZ sein und die Aussichtslosigkeit, wieder 183.000 Kilometer nach oben steigen zu können, wurde größer. Jeamour fasste den Entschluss, tiefer in das Rideryon vorzudringen.

Der Crew gelang es, Desintegratoren zu reparieren und einzusetzen. Auch das Antigravtriebwerk war wieder einsatzfähig. So sank die IVANHOE II über Wochen hinweg tatsächlich kontrolliert 20.000 Kilometer tiefer.

Während des Sinkflugs entdeckte Lorif ein seltenes Material außerhalb des Schiffs.

Es war von außergewöhnlicher Natur und bestand aus einer speziellen Psi-Materie, die sich um winzige Cluster von festen Atomstrukturen formte. Diese Atome machten jedoch nur einen winzigen Teil der gesamten Masse aus. Und nur diese waren mit herkömmlichen Methoden messbar. Der Rest des Materials blieb verborgen und existierte

als eine Kristallprojektion aus Psi-Materie.

Das Besondere an diesem Material war seine Fähigkeit, Hyperstrahlung zu emittieren, die weit über die Kapazitäten herkömmlicher Messtechnologien hinausging. Es strahlte im sechsdimensionalen Bereich, mit einem Peak, der selbst mit fortschrittlichsten Geräten nicht zu erfassen war. Diese Strahlung war der Schlüssel zu seiner Macht und Effizienz: Sie verursachte eine Verzerrung der Raum-Zeit-Struktur, wodurch sich die Realität in ihrer Nähe verändern konnte.

Das Material beeinflusste auch das psionische Netz eines Raumes, indem es dieses verdichtete.

Trotz seiner großen Macht war das Material extrem instabil. Bereits bei der kleinsten mechanischen Belastung, wie dem Kontakt mit einem herkömmlichen Werkzeug, zerfiel es spurlos und entlud dabei gewaltige Mengen an Energie in den Hyperraum. Es war nur mit speziellen Klingen aus Ynkelonium bearbeitbar, die den Zerfall kontrollieren konnten.

Es war der 27. Mai 1309 NGZ, als Lorif eine faszinierende Meldung machte: »Wir durchstoßen das Gestein und erreichen eine Art Vakuum.«

Die Schubdüsen der IVANHOE II reichten aus, um das Schiff in einen konstanten Flug zu bringen. Nun schwebte sie stabilisiert durch einen unbekannten Raum. Die Scanner und Ortungsgeräte waren rudimentär repariert worden, wie auch die Außenbordkameras. Sie lieferten erstaunliche Bilder.

Die Besatzung beobachtete hyperphysikalische Effekte. Sie kam einem

Gebilde näher, das wie ein Doppelberg im Weltall anmutete. Farbige Linien durchzogen ihn. Einige tausend Kilometer entfernt befand sich eine Station. Sie sah aus wie eine Burg auf einer Insel und leuchtete in einem dunklen Grün.

»Der Berg scheint aus einer psionischen Energie zu bestehen. Sir, die Vermutung liegt nahe, dass dies ein Berg der Schöpfung oder ein Neganer Berg ist, der mit dem Moralischen Code verbunden ist«, erklärte Lorif.

Diese Erkenntnisse waren schwer fassbar. In den folgenden Wochen machte die Besatzung der IVANHOE weitere Entdeckungen. Dreitausend Kilometer von der Insel mit der grün leuchtenden Burg entfernt befand sich ein Sternenportal. Der Aufbau war bekannt aus den anderen Galaxien. Vier Stationen ordneten sich im Kreis an und erschufen einen Transmitter in der Mitte. Das war der Weg in die Freiheit. Wo auch immer die Gegenstation war, alles würde besser sein, als in dieser Welt zu existieren.

Jeamour spornte die 437 Überlebenden an. Die nächsten Monate wurde die Außenhülle mit allen verwertbaren Materialien aus dem Schiffsinneren repariert.

Doch dann tauchten die leuchtenden Erscheinungen wieder auf und veränderten alles.



3. Januar 1310 NGZ

Mathew Wallace betrat den Besprechungsraum der IVANHOE II, um dem Kommandanten Bericht zu erstatten.

Jeamour hörte ihm nicht zu und starrte an die Wand. Als Wallace dem Blick des Kommandanten folgte, erkannte er eine golden leuchtende Kugel von der Größe eines Golfballs, die heller wurde.

»Sie nennen sich Vyr«, flüsterte Jeamour.

»Es redet mit Ihnen, Sir?«

Jeamour nickte.

»Es kommuniziert telepathisch.«

»Was sagt es?«

Jeamour wirkte unsicher.

»Es ist schwer einzuordnen. Dieses Wesen spricht mit mehreren Stimmen. Einige sind bereits verstorben, andere geistern in einer Tiefe des Chaos durch den Schleier der Lethe zur ... zur Wiedergeburt. Doch jedes spricht in größter Demut von der Dualität der Kosmotarchen.«

Jeamour runzelte die Stirn.

»Von der Harmonie des DORGON, des ewigen Friedens, der fortwährenden Glückseligkeit dort und von der Hölle des MODROR.«

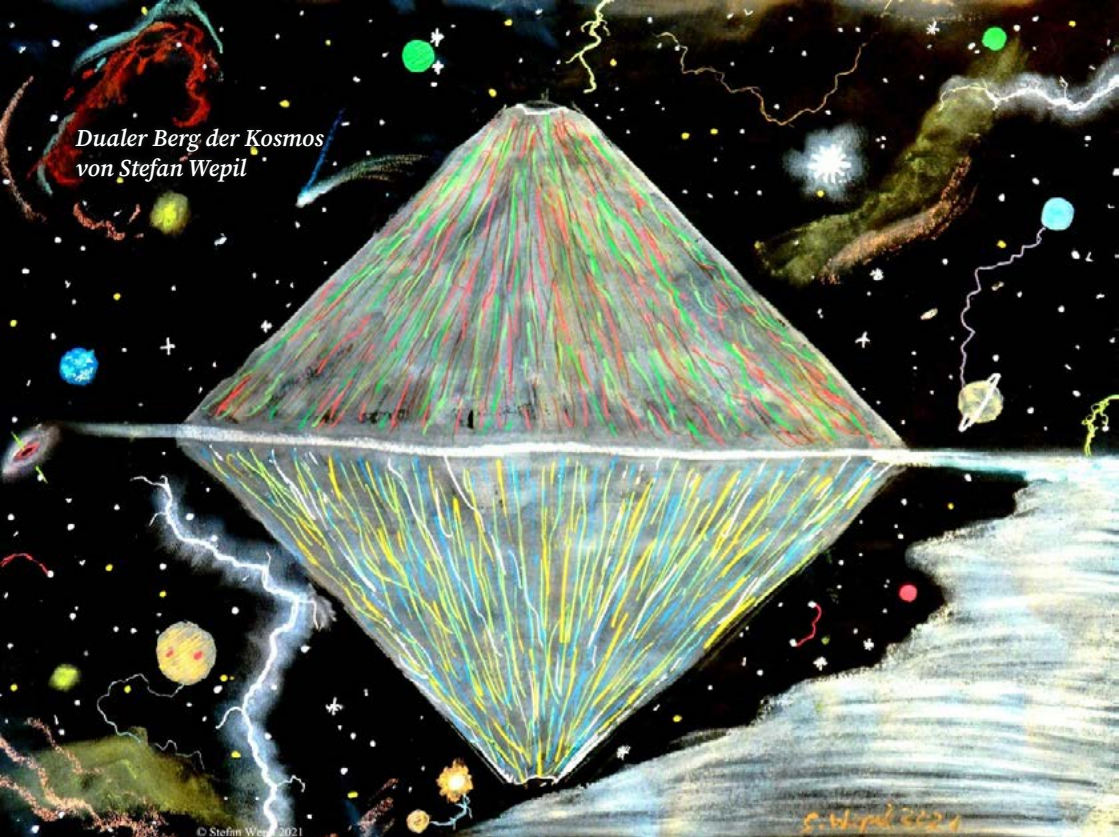
Dann zog er eine Augenbraue hoch.

»An dessen Tor wir uns offenbar befinden.«

Wallace blickte ihn nachdenklich an, dann wieder zu diesem Energiewesen. Es war unheimlich. Die Dualität der Kosmotarchen. Was bedeutete das? Eine Allianz zwischen DORGON und MODROR etwa? Sie hatten wohl einiges verpasst, doch so eine Entwicklung bedeutete auch, dass wohl kein Terraner oder sonst ein Wesen noch eine Chance gegen diese übermächtigen Entitäten hatte.

»Dieses Vyr spricht davon, dass wir alle in der Tiefe des Chaos landen werden, um unseren Weg zur Reinkarna-

*Dualer Berg der Kosmos
von Stefan Wepil*



tion in ein neues, besseres Universum zu erfahren«, sagte Jeamour.

Wallace lief ein Schauer über den Rücken.

Mit bedrückter Stimme ergänzte der Kommandant: »Und es kennt unsere Pläne ...«



In den nächsten Wochen suchten die Vyr immer wieder die IVANHOE II auf und sprachen auf verstörende Art und Weise mit den Besatzungsmitgliedern. Sie versuchten, die Crew suggestiv zu beeinflussen.

Lorif bemerkte, dass sie den Bereich der IVANHOE II mieden, in dem der seltene Kristall verstaubt war. Eine Vyr-Er-

scheinung hatte es gegenüber Mathew Wallace als Salkrit bezeichnet und die Crew aufgefordert, es über Bord zu werfen. Zyrak Wygal hatte es tiefer im Schiff versteckt und mit einem der wenigen Schutzschirme, die noch intakt waren, abgeschirmt, so dass es unbemerkt blieb.

Die Monate verstrichen und die Besatzung verfiel in Lethargie. Die Präsenz der Vyr war erdrückend. Sie lähmte die Crew und schien das Ziel zu verfolgen, dass die IVANHOE II ewig in dem verweilte, was von den Vyr als Vorhof zur Tiefe des Chaos bezeichnet wurde.

Die Jahre vergingen, ohne dass es der Crew bewusst wurde. Erst im Jahre 1315 wurde die IVANHOE II wieder aktiv, als Lorif die Initiative übernahm. Als Posbi

schien er gegen die Beeinflussung der Vyr immun zu sein. Die IVANHOE II setzte sich dank der reparierten Schubdüsen in Bewegung und trieb auf das Sternenportal zu. Das war Lorifs Motivation, die Vyr loszuwerden.

Dunkelheit erfüllte die Gänge der IVANHOE II. Nur die flackernden Anzeigen der Bordsysteme zeugten davon, dass das Schiff mit Leben gefüllt war – doch wie lange noch? Die Vyr, diese schattenhaften Energiewesen, terrorisierten die Crew.

Doch keiner aus der Besatzung hatte eine Lösung gefunden, um diese Wesen loszuwerden. Sie waren inzwischen zu lethargisch, als würden die Vyr ihre Vitalenergie absaugen.

Keiner außer Lorif.

Der Posbi arbeitete seit Tagen unermüdlich in den Tiefen des Schiffs, abgeschirmt vor den Vyr und ihren psionischen Ausläufern. Dort, in einem nicht registrierten Abschnitt des Maschinenraums, hatte er etwas geschaffen, das alles verändern sollte.

Vor ihm schwebte das Salkrit-Gerät. Eine Maschine, die auf dem Prinzip eines Salkritstrahlers basierte, jedoch nicht dazu gedacht war, aus einer Handwaffe abgefeuert zu werden. Stattdessen war das Gerät so modifiziert, dass es die gesamte Struktur der IVANHOE II mit Salkritstrahlung überfluten konnte. Lorif hatte jede Verbindung und jede Kabeleinheit des Schiffs genau studiert, die Verläufe der Energieleitungen nachverfolgt und das Gerät so angepasst, dass die Strahlung in das energetische Rückgrat der IVANHOE II eingespeist werden konnte.

Ein System, das nicht nur die Hül-

le schützte, sondern jeden Winkel des Raumschiffs erfasste.

Er aktivierte das Interface. Die Salkritkristalle, die er in die Strahlungsprojektoren eingebaut hatte, begannen zu vibrieren, ihre Frequenz stieg an, bis sie ein durchdringendes Hyperfeld erzeugten. Lorif wusste, dass dieses Feld die Schwingungsmuster der Vyr stören würde. Ihre Existenz basierte auf psionischen und energetischen Resonanzen, wie er im Laufe der Jahre herausgefunden hatte – und genau diese Resonanzen würde die Salkritstrahlung verzerren, ihnen den Boden unter den Füßen entziehen.

Die Vyr würden nicht in der Lage sein, diese Strahlung zu ertragen.

»Bereit für die Aktivierung«, summte Lorif.

Mathew Wallace stand neben ihm und war sichtlich bemüht, nicht in Gleichgültigkeit zu verfallen. Er war so kraftlos.

Ein letzter Blick auf die Anzeigen. Alle Systeme waren stabil. Die Strahlung würde das Schiff nicht beschädigen. Es gab keinen physischen Widerstand – und doch würde die Strahlung wie ein unsichtbarer Hammer wirken.

Er gab den Befehl zur Aktivierung.

Die Salkritstrahlung breitete sich mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit durch das Netzwerk des Raumschiffs aus. Es gab keine plötzlichen Explosionen, kein dramatisches Aufflackern von Energie. Stattdessen war die Veränderung beinahe unmerklich, wie eine leise Welle, die durch die IVANHOE II floss und jede Ecke erreichte.

Lorif und Wallace beobachteten auf den Monitoren, wie sich das Energiefeld

im Schiff veränderte. Auch die Vyr begannen zu reagieren. Ihre psionischen Ausläufer flackerten, zogen sich zusammen, als ob sie nicht mehr wussten, wohin. Die Schwingungen der Salkritstrahlung waren zu fein, zu schnell für ihre Wesenheit – sie konnten nicht greifen, sie konnten nicht bestehen.

Die Vyr waren nicht mehr in der Lage, das Schiff zu halten.

»Es funktioniert«, sagte Lorif leise, doch seine mechanische Stimme verriet keine Emotionen. Dies war der entscheidende Moment.

Er sah auf den Monitoren, wie die Vyr versuchten, sich zu wehren, sich ihre psionischen Energien aufbäumten, in einem letzten verzweifelten Versuch, das Schiff zu behalten. Doch es war zu spät.

Die Salkritstrahlung war zu stark, zu durchdringend.

Die Vyr zogen sich zurück. Zuerst in kleinen Wellen, dann als vollständige Energiewesen. Einer nach dem anderen lösten sie sich auf, zerfielen in nichts als verschwimmende Schatten. Innerhalb von Minuten waren sie fort – keine Spur ihrer Existenz blieb.

»Ich fühle mich stärker«, meinte Wallace. »Es funktioniert!«

Er drückte Lorif einen Kuss auf die metallische Wange.

Lorif deaktivierte die Strahlung, als die letzten Vyr verschwunden waren. Die IVANHOE IIkehrte zur Normalität zurück. Die Besatzungsmitglieder erholten sich. Doch die Jahre unter der Beeinflussung der Vyr hatten ihren Tribut verlangt: 189 Besatzungsmitglieder waren tot. Sie waren einfach gestorben, hatten die Nahrung verweigert oder wa-

ren entkräftet einfach liegengeblieben. Und niemand hatte die Kraft gehabt, ihnen zu helfen. Die wenigen Medoroboter waren überfordert gewesen, aber hatten immerhin 121 Crewmitglieder am Leben erhalten können. Die würden jedoch lange brauchen, um sich zu erholen. Damit war die Besatzung auf 248 Männer und Frauen geschrumpft, von denen nur noch 127 einsatzbereit waren.

Trotzdem setzte die IVANHOE IIihren Flug durch das Sternenportal fort, und am 18. Dezember 1315 war es soweit. Doch das Raumschiff landete nicht in einer anderen Galaxis, sondern in einem unbekannten, fremdartig anmutenden Terrain.



Die IVANHOE IIschwebte im stillen Raum, ihr Flug verlangsamte, während sie die fremdartige Region durchquerte. Unterlichtgeschwindigkeit war alles, was ihnen noch blieb.

Der Raum um sie herum fühlte sich fremd an, wie eine endlose Leere, die auf sie lauerte. Die Crew vermutete, dass sie sich in der Tiefe des Chaos befanden – jenem gefährlichen Raum, von dem die Vyr gesprochen hatten, bevor Lorif sie mit der Salkritstrahlung vertrieben hatte.

Die Ortung erfasste ferne Planeten, die seltsam in Reih und Glied wie an einem unsichtbaren Faden aufgereiht waren. Eine Anomalie der Geometrie, die keinen Sinn ergab. Doch es gab auch vereinzelte Planeten, die sich außerhalb dieses kosmischen Bandes befanden, wie leuchtende Inseln, bestrahlt von

kleinen Kunstsonnen im Chaos. Einer dieser einsamen Planeten zog die Aufmerksamkeit der Crew auf sich, und so setzte Xavier Jeamour den Kurs.

Doch es war ein langer Weg. Zehn Jahre vergingen, während das Schiff mit stoischer Beständigkeit durch die Tiefen des Unbekannten glitt. Die Zeit zerrte an der Crew, die Einsamkeit und die stetige Ungewissheit, wie es weiterging waren allgegenwärtig. Und es waren nicht nur die psychischen Herausforderungen, die ihnen zusetzten.

Immer wieder tauchten fremdartige Raumschiffe aus der Dunkelheit auf. Sie griffen an, als ob sie die IVANHOE II vertreiben wollten. Diese Schiffe wirkten zusammengeflickt, rostig und unheimlich, wie die Relikte einer längst vergessenen Zivilisation. Die Angreifer nannten sich Deep Raider, sie forderten die Kapitulation der Crew, als seien sie die Herren dieses Raums. Doch gab nicht nach. Die Desintegratoren der IVANHOE II schlugen die Raider immer wieder zurück.

Xavier Jeamour blieb ruhig, fest entschlossen, sein Schiff und seine Besatzung sicher durch das Chaos zu führen.

Doch jeder Angriff hinterließ Spuren. Die Crew wurde müde. Die Schutzschirme des Schiffes erholten sich langsamer, und die Angriffe schienen kein Ende zu nehmen. Die ständige Abwehr zermürbte die Besatzung – doch aufgeben war keine Option.



Nach einem besonders heftigen Angriff gelang es der Crew, eines der Raider-Schiffe zu kapern. An Bord fanden sie

einen Gefangenen, den sie zu gut kannten: Sruel Allok Mok, genannt Sam. Der Somer mit dem blauen Gefieder war ein Freund des Lebens und der Menschheit, und ausgerechnet ihn trafen sie auf dem Schiff.

Unter der Führung von Jeamour befreiten sie ihn. Doch der Sieg forderte seinen Preis. Im Chaos des Rückzugs wurde Xavier Jeamour tödlich verwundet.

»Es ist zu spät für mich«, sagte er, während das Blut durch die Nähten seiner Uniform sickerte. Ihr müsst weitergehen.« Seine Hand, zitterte leicht, doch seine Augen strahlten die gleiche Entschlossenheit aus, die ihn all die Jahre an der Spitze der IVANHOE II gehalten hatte.

Lorif kniete sich neben ihn und versuchte, mit seinen mechanischen Gliedern, den Blutfluss zu stoppen, doch Xavier hielt ihn zurück.

»Eure Aufgabe ist es, zu überleben, die Mission zu beenden ... und Sruel Allok Mok zu retten.«

Ein kurzer Blick zu Wallace und Dove bestätigte den beiden, dass sie nichts mehr für ihn tun konnten. Sam stand hinter ihnen, seine braunen Augen ruhig und tief, als ob er bereits das Ende des Kommandanten vorausgesehen hatte. Sam trat vor und verneigte sich vor Xavier.

»Ihr seid ein großer Anführer, Xavier Jeamour. Und ihr seid ein Freund der Menschheit und dieser Crew. Eure Opfer werden nicht vergessen werden«, sagte Sam mit einer Stimme, die das Gewicht von Jahrtausenden zu tragen schien.

Xavier starrte noch einmal durch das Sichtfenster der IVANHOE II. Die Schiffe

der Deep-Raider waren immer noch da, bereit zuzuschlagen.

»Geht«, flüsterte er schließlich. »Geht, bevor es zu spät ist.«

Wallace, Dove und Lorif zögerten, doch schließlich gehorchten sie. Sam folgte ihnen.

Im letzten Moment drehte sich Lorif noch einmal um. Das Schicksal des Mannes, der sie so weit geführt hatte, war besiegelt.

Die Flucht aus dem Raider-Schiff war hektisch, doch die Überlebenden taten alles, um sich zu retten. Sam führte sie durch die verschlungenen Gänge, während das Schiff unter dem kontinuierlichen Beschuss von außen erbebt. Sam führte sie zu seinem Raumschiff, das er als Kosmogenen Segler bezeichnete.

Als sie die Luftschleuse des Seglers erreichten hatten und die letzten Sicherheitsprotokolle aktiviert waren, schossen die verbleibenden Desintegratoren der IVANHOE II auf das Raider-Schiff. Ein Lichtblitz erfüllte den Raum, als es in einem letzten Feuerball explodierte. Für die Crew der IVANHOE II war der Sieg bitter. Der Verlust von Xavier Jeamour hatte eine Lücke hinterlassen, die nichts und niemand füllen konnte.



Die Überlebenden trieben mit der IVANHOE II und Sams Segler in Richtung des mysteriösen Planeten, den Sam als 666-Rückwärts bezeichnete. Es war eine Welt, die sie zuvor nur in ihren Scannern gesehen hatten – ein unscheinbarer Ort im unendlichen Raum. Unter Sams Führung schien alles klar zu sein, als ob er genau wüsste, wohin sie gehen mussten.

Sam führte sie zu einer Station, die eher wie eine Raststätte für Raumfahrer aussah.

Wallace war der erste, der die Station betrat. Seine Hände zitterten, und seine Augen verrieten die Erschöpfung der letzten Jahre. Sie hatten so viel verloren.

»Was ist das hier?« fragte er leise, als sie die dunklen Korridore der Station betraten. Sam führte sie weiter, seine Bewegungen ruhig und zielstrebig.

»Das hier«, sagte Sam schließlich, »ist mehr als nur eine verlassene Station. Es ist der Ort, an dem unsere Mission wirklich beginnt.«

Lorif trat nach vorne, seine mechanischen Augen scannten die Umgebung, aber es schien nichts Ungewöhnliches zu finden.

»Was meinen Sie damit?« fragte Dove, seine Stimme angespannt. Der Verlust von Jeamour lastete jedem schwer auf den Schultern.

Sam blieb stehen, drehte sich zu ihnen um und atmete tief ein. »Ich bin der Träger einer Kosmischen Chronik. Unsere Aufgabe ist es, das Wissen, das verloren gegangen ist, zu bewahren. Doch das ist noch nicht der größte Schock für euch.«

Die drei standen still, unfähig, seine Worte zu verstehen. Wallace war der Erste, der den Mut fand zu sprechen: »Was soll das bedeuten?«

Sam nickte, als ob er erwartet hätte, dass diese Frage kommen würde. Dann ließ er die Bombe platzen: »Sie sprachen auf der IVANHOE davon, dass Sie seit etwa zehn Jahren unterwegs sind. Doch wir schreiben das Jahr 2025 NGZ. Es sind über siebenhundert Jahre vergangen.«

Siebenhundert Jahre. Alles, was sie kannten, war längst Geschichte. Sie selbst waren Relikte aus einer anderen Zeit. Die Stille, die sich über den Raum legte, war unerträglich.

Sam trat näher, seine Augen strahlten Ruhe aus. »Wir sind diejenigen, die den Schlüssel zur Zukunft in Händen halten. Aber für den Moment müssen wir unsere Rückkehr geheim halten. Wir werden hierbleiben, bis weitere Träger der Kosmischen Chronik kommen.«

Die Erkenntnis wuchs langsam in ihren Köpfen, doch es würde Zeit brauchen, sie zu verarbeiten. Sie hatten die Reise durch das Sternenportal überlebt, die Angriffe der Deep-Raider abgewehrt und das Opfer von Xavier Jeamour miterlebt. Doch nun standen sie vor einer viel größeren Herausforderung: Den Rest ihrer Existenz in einem Universum zu überstehen, das sie längst vergessen hatte.



Thora hatte den Erzählungen von Mathew Wallace neugierig zugehört. Viele der Begriffe waren ihr fremd, doch sie konnte ihre Schlussfolgerungen daraus ziehen. Es war die Geschichte aus einem anderen Leben, einer anderen Zeitlinie. Das Quarterium war hingegen auch weiterhin ein expansives Imperium der Menschen unter der Regierung ihres Ehemannes Don Philippe de la Siniestro. Doch in jener Zeitlinie waren sich Thora und Philippe niemals begegnet. Ihr Ehemann war Perry Rhodan gewesen, und sie war 2043 gestorben. Die Ereignisse, von denen dieser Terraner erzählt hatte, waren Tausende Jahre nach

ihrem Tod geschehen. Eine dümmere Frau wäre daran gescheitert, all das zu verarbeiten, doch Thora hielt sich in aller gegebenen Bescheidenheit für keine normale Frau. Sie war hochintelligent und hatte eine gute Auffassungsgabe.

Mr. Terrapedia schwebte heran und richtete seine drei Stielaugen auf die Anwesenden am Tisch.

»Ich darf Sie unterrichten, dass die CASSIOPEIA den Orbit von 666-Rückwärts soeben erreicht hat. Die ATHENA befindet sich an ihrem vorgesehenen Platz. In Kürze werden ... oh.«

Mit einem Plopp tauchten drei Personen im Diner der Terra-Station auf. Der Mausbiber Gucky, die Lilim Constance Beccash und Captain da Norian. Thora war erleichtert, den Kommandanten der KASTILIEN wohlbehalten zu erblicken. Sie atmete tief durch und stand auf. Bevor sie etwas sagen konnte, rief Constance, »Mathew, du lebst?«, und eilte auf den Terraner zu, um ihn zu umarmen. Dann folgte eine herzliche Begrüßung für Irwan Dove und Lorif. Gucky stimmte ein. »Das sind die ersten guten Neuigkeiten in diesem Zeitchaos«, piepste der Ilt. »Es tut so verdammt gut, vertraute Gesichter zu sehen.«

Thora nickte da Norian mit einem Lächeln zu. Sie wollte sich nicht in den Mittelpunkt stellen. Lorif berichtete in Kurzform über die Ereignisse auf der IVANHOE II, von denen Wallace vorhin erzählt hatte.

»Das bedeutet wohl, dass unsere Freunde auf dem Rideryon noch am Leben sind, wenn die Zeit dort langsamer vergeht«, meinte Gucky und stieß einen Pfiff aus. »Dieses ganze Zeitgedöns ist kompliziert. Siebenhundert Jahre waren

für euch nur sieben Jahre.« Er wandte sich an Constance. »Und dir hatte niemand was gesagt?«

Sie verzog den Mund.

»Nö, kein Mr.-Terrapedia-Roboter meinte wohl, dass ich als Kosmogene Chronikträgerin würdig sei, über den Verbleib die Besatzung der IVANHOE II informiert zu werden, noch darüber, dass dort die Zeit deutlich langsamer vergeht«, antwortete sie und blickte vorwurfsvoll auf den Roboter. Dieser hob in einer menschlichen Geste die drei Tentakelarme.

»Unsere Programmierung sah vor, dass wir mit den Erkenntnissen zurückhaltend umgehen, bis ENGUYN mit uns in Kontakt tritt.«

»Aurec wäre sehr froh gewesen, diese Neuigkeiten zu erfahren. Mehr als siebenhundert Jahre hatte er sich die Frage gestellt, was aus Kathy geworden ist. Ihr seid unmenschliche Blechhaufen.«

Constance Beccash wirkte verärgert.

»Nun, Aurec hatte sich bereits davon überzeugt, dass Kathy Scholar am Leben war. Allerdings hat wohl der Schleier der Lethe sein Gedächtnis getrübt. Ich kommuniziere bei unserer nächsten Mr.-Terrapedia-Netzwerksitzung in fünfzig Jahren gerne unser Fehlverhalten.«

Constance winkte ab.

Als es ruhiger wurde, sah Thora ihre Chance gekommen. Sie stand auf.

»Ich bin froh, dass Captain da Norian am Leben ist. Ich muss mich ... entschuldigen.« Es fiel ihr schwer, diese Worte auszusprechen. »Es war töricht von mir, auf eigene Faust diese fremde Dimension erkunden zu wollen. Tapferer Quarteriale haben aufgrund meines Starrsinns ihr Leben gelassen.«

»Es war die Entscheidung der gesamten Crew, Lady Thora«, warf da Norian ein. »Die Positronik ENGUYN übernahm wieder die Steuerung, als die drei Deep-Raider-Raumschiffe bei 666-Rückwärts erschienen. Wir hatten keine Möglichkeit zur Hilfe zu kommen. Offenbar war das eine erzieherische Maßnahme von ENGUYN, der nun der Überzeugung ist, dass wir ein Teil der Crew der CASSIOPEIA werden können.«

»So wie auch die Überlebenden der IVANHOE II«, ergänzte Gucky. »Wir alle sitzen in dem selben Boot. Die Quartierale unter Thora sind nicht diejenigen, gegen die wir jahrelang kämpften, auch wenn ihr derselben Ideologie folgt. Doch letzten Endes müsst ihr wissen, dass ihr entbehrlich für das Quarterium gewesen seid. Wir wissen aber noch zu wenig über die neue Zeitlinie, die sich geformt hat«, führte der Mausbiber weiter aus und setzte sich auf einen der Barhocker mit dem roten Polster.

»Wir müssen Aurec finden«, meinte Constance, die durch den Diner wanderte.

»Und Atlan«, ergänzte Gucky.

Constance seufzte. Gucky hob die Hand.

»Ich weiß, was du sagen willst, doch ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass wir ihn irgendwo in einer anderen Zeit finden. Auch wenn jeder Tag, der verstreicht, die Chancen verringert.«

Constance presste die Lippen zusammen und nickte nur. Thora ging zu Gucky Sie stellte sich vor das kleine, beharrte Wesen, das für sie eher wie ein Haustier ansah. Sie hatte aber begriffen, dass dieses possierliche Geschöpf über dreitausend Jahre Erfahrung mit sich

trug und nicht vergleichbar mit dem ungestümen Gucky ihrer Zeit war.

»Dann sollten wir keine Zeit verlieren«, sagte sie entschlossen. »Wenn euer ENGUYN mit seinen Spielen fertig ist, sollten wir zur Tat schreiten. Vorerst

sind wir Verbündete, und meine Besatzung wird euch unterstützen.«

Sie streckte die Hand aus. Das war eine terranische Geste, doch Gucky würde sie gewiss verstehen. Die pelzige Hand ergriff die ihre und drückte fest zu.

Epilog – Die Zeit

Der Zeitfamulus war zufrieden. Die Ereignisse und die Zeit veränderten sich so, wie er es geplant hatte. Die Fehlschläge aus anderen Zeiten vergingen. Er betrat seine Zeitkapsel und lockerte die blaue Krawatte, die er als Björn Lesing getragen hatte. Atlan schien langsam seine wahre Identität zu begreifen. Ihn von der neuen Zeitlinie zu überzeugen, war eine Herausforderung, die den Zeitfamulus reizte. Jene Zeit, in der er sich befand, würde vergehen. Sie hatte kein Potenzial.

Er betrat die kleine Kommandozentrale des eiförmigen Raum- und Zeitschiffes. Dort sah er auf den kreisförmig angeordneten Monitoren die Bewegung der Zeitströme. Er hatte keinen Einfluss darauf, denn dies geschah durch die Neuprogrammierung des Moralischen Kodes. Nicht einmal eine Superintelligenz konnte alle Folgen einer Zeitveränderung berechnen. Tausende der intelligentesten Wesen waren von DORGON und MODROR rekrutiert worden, um dieses Projekt zu realisieren.

Der Zeitfamulus war nur ein kleines Rädchen im großen Getriebe des neuen Universums. Er musste gewisse Dinge in der Zeit korrigieren, um die Ereignisse in die richtige Bahn zu lenken. Dabei

konzentrierte er sich auf Terra, denn die Eingriffe dort waren am größten. Es galt einen neuen Perry Rhodan aufzubauen, sein Lieblingskandidat Adolf Hitler hatte sich als ungeeignet erwiesen. Er hatte nun einen Mann mit mehr Weitsicht und einer weniger destruktiven Vorgehensweise im Sinn, jemand, der machtbessessen und manipulativ war, aber mit Bedacht vorging.

Hitler war ein manisch-depressiver Feuersturm gewesen, aber unfähig, sowohl auf der Erde als auch in dem gescheiterten Zeitexperiment in der Milchstraße. Die Menschheit brauchte einen Strategen. Durchaus kompromisslos, wenn es der Umstand erforderte, aber ein Diktator mit Herz und Verstand für seine Leibeigenen.

Seine Aufgabe war es, diesen Menschen zu protegieren. Die Sekundärmision war es, jene aus der verlorenen Zeitebene zu integrieren. Er hatte direkten Zugriff auf Atlan und auf Aurec. Auch sie waren durchaus geeignete Wesen, wenn sie die neue Ordnung akzeptieren würden. Atlans wunden Punkt kannte er noch nicht. Der von Aurec war ihm bestens bekannt. Es war Kathy Sclar.

Sie stand zwar nun in den Diensten des Fürsten Medvecâ, doch der Zeit-

famulus vertraute ihr nicht. Sie war zu sehr Terranerin, zu sehr hing ihr Herz noch an Aurec. Keineswegs teilte sie die Visionen des Ylorsfürsten oder von Nistant. Aber Medvecâ war auf diesem Auge blind und hatte alle geäußerten Bedenken in den Wind geschlagen. Die Bräute des Fürsten waren seine Schwachstelle. Natalia war ein unberechenbarer Vulkan an ungezügelter Bosheit, während Katherina alias Kathy Scolar ihr eigenes Spiel trieb. Doch Macht über das weibliche Geschlecht auszuüben, war für Medvecâ die größte Befriedigung. Der Fürst war durchaus weise mit seinen vierzig Millionen Jahren, doch der Bluttausch und der Jagdinstinkt der Ylors hielten ihn in einer Art Gefängnis fest. Die Ylors waren intelligente Raubtiere, die jedoch – wie die Alysker selber – die nächsten Evolutionsschritte verpasst hatten.

Nun, er war der Zeitfamulus und dazu da, Fehler in der neuen Zeit zu korrigieren. Dazu konnte auch das Entfernen unliebsamer oder gefährlicher Elemente zählen. Er dachte an sein drittes Projekt: Der Rhodanjäger Nathaniel Green war ein wichtiges Element im großen Plan von Nistant alias MODROR. Er war auf gutem Wege, das Geheimnis seiner Identität bald zu lüften, doch es bedurfte noch einiger Arbeit in seiner Rolle als Claude Chevalier. Green musste die Abgründe der

Menschheit realisieren, den Schmerz fühlen, den Hass auf seine eigene Existenz und die alte Welt verinnerlichen. Dann würde er ein getreuer Diener der neuen Ordnung werden. Auch hier gab es Elemente, die er entfernen musste, denn sie hielten Creen von seiner vollen Entfaltung ab.

Creens närrische Begleiter waren ein Klotz am Bein. Vermutlich würde der Rhodanjäger sie selbst entsorgen, sollte er seine wahre Natur erkannte. Schwieriger war es mit Eleonore und diesem Rhodanmystiker. Ihre moralischen Plattitüden vergifteten Creens Herz und Gedanken.

Es gab viel zu tun. Der Zeitfamulus klatschte in die Hände, dann hämmerte er mit den Fingern auf die Konsole, legte zwei Schalter um und rief »Alonsy«, um danach über seine eigene Anspielung grunzend zu kichern.

Er musste als Björn Lessing im Jahre 1971 Jagd auf den Reporter Olaf Peterson machen.

Im Jahre 2030 musste er als Claude Chevalier Creens weiteren Werdegang leiten.

Und im Jahre 1793 würde er endgültig die Weichen für den neuen Perry Rhodan stellen. Es fühlte sich gut an, in den Diensten der Kosmotarchen zu stehen, und die neue Zeit zu formen.

Er war ein Schöpfer, ein Herr der Zeiten und fühlte sich wie ein Gott der Zeit.

ENDE

Vorschau

Der Zeitfamulus arbeitet an der neuen, universellen Zeitlinie und protegiert dabei eine besondere Person. Doch auch Aurec und Atlan müssen aus den Zeitwirren enttrinnen, wenn sie nicht in einer anderen Zeitlinie vergehen wollen. Im nächsten Roman schildert Nils Hirseland das Finale des Zeitchaos-Komplexes. Band 129 trägt den Titel »ZEIT FÜR DAS QUARTERIUM«.

Glossar

IVANHOE II

Sie ist das Nachfolgeschiff der IVANHOE, die 1299 NGZ während der Schlacht im Hell-Sektor vernichtet wurde.

Die IVANHOE II gehört zu den quartearialen SUPREMO-Schlachtschiffen des Typs A »Spezial«. Die Bauzeit betrug von 1302 NGZ an insgesamt drei Jahre. Die Fertigstellung fand im Januar 1305 NGZ statt, der Jungfernflug folgte im April 1305.

Wie alle SUPREMO-Schlachtschiffe des Typs A hat die IVANHOE II 2500 Meter Durchmesser und eine Gesamtlänge von 3000 Metern. Die Breite beträgt 2700 Meter.

Der Antrieb besteht aus einem modernen Hyptertriebwerk aus Dorgon. Das Hyptertriebwerk entspricht in Aufbau und Funktionalität dem Hyperakttriebwerk.

Außerdem verfügt die IVANHOE zusätzlich über ein Metagrav- und Lineartriebwerk. Die maximale Beschleunigung liegt bei 1350 Kilometer in der Quadratsekunde, der maximale Überlichtfaktor bei dem 150 millionenfachen der Lichtgeschwindigkeit.

Die Bewaffnung stellt sich wie folgt zusammen: 100 Mega-Transformgeschütze, 100 MHV-Geschütze, 100 Intervallgeschütze, 100 Impulsgeschütze, 10 Transonatoren, 10 Arkonbomben, 5 Sternenfusionsbomben.

Die Defensivbewaffnung besteht aus den üblichen Paratron- und HÜ-Schirmen. Hinzu kommt das dorgonische Semi-Transit-Feld.

Weitere technische Apparaturen sind: Maxim-Orter, Virtuellbildner, Hyperraum-Resonator, Halbraumspürer, NUGAS-Schwarzschild-Generatoren.

Die Legierung besteht aus Ynkeloniumstahl.

Der IVANHOE II stehen folgende Einheiten zur Verfügung: 75 Space-Jets, 10 VESTA-Kreuzer, 25 MINOR GLOBES, 250 Jäger, 250 SHIFTS, 500 TARA-Cartwheel-I-Kampfroter.

Die Besatzung setzt sich aus folgenden Einheiten zusammen: 550 Männer und Frauen Stammbesatzung, 1500 Piloten für Space-Jets, MINOR GLOBES, VESTA-Kreuzer und Jäger, 4000 Infanteristen. Die Gesamtanzahl der Besatzung bleibt bei 6050 Mann.

Besatzung

Kommandant des Schlachtschiffes ist Admiral Xavier Jeamour.

Erster Offizier ist der Terraner Matthew Wallace (Navigation).

Zweiter Offizier ist der Oxtorner Irwan Dove (Sicherheit/Feuerleitzentrale).

Dritter Offizier ist der Posbi Lorif (Wissenschaft).

Den Rang des Vierten Offiziers bekleidet der quartieriale Loyalist Glaus Schyll.

Weitere Besatzungsmitglieder sind Doktor Ignaz Ruon, Doktor Jennifer Taylor (beide Medostation), Tania Walerty (Funkleitstand) und der Blue Zyrak Wygal (Maschinenchef).

Geschichte

Unter quarterialem Banner

Die IVANHOE II wurde im Jahre 1305 NGZ in Cartwheel fertig gestellt und in den Dienst des Quarteriums gestellt. Nach der Invasion des Kaiserreiches Dorgon in den estartischen Galaxien wurde die Crew der IVANHOE II früh in einen Gewissenskonflikt gedrängt. Admiral Jeamour entschied sich für die Rettung von Rebellen von Dorgon, obwohl diese streng genommen als Feinde des Quarteriums galten.

Der Verbindungsoffizier Glaus Schyll leitete einen Prozess gegen Xavier Jeamour, Mathew Wallace und Jenny Taylor ein, die den dorgonischen Rebellen zur Flucht verhelfen.

Die Crew um Irwan Dove, Tania Wallery und Lorif kaperte schließlich die IVANHOE II und überrumpelte damit Schyll. Jeamour, Wallace und Jenny Taylor wurden befreit, und Jeamour übernahm wieder das Kommando.

Im Dienst der USO und LFT

Die IVANHOE II wurde nach Siom Som geschickt und diente offiziell unter dem Banner der USO, obgleich es dort nur aus politischen Gründen keine offizielle Führung unter der LFT gab, denn die Liga war zu dem Zeitpunkt neutral.

Von 1305 bis 1308 NGZ kämpfte sie an verschiedenen Fronten in den estartischen Galaxien.

Das Rideryon

Nach dem Frieden von Som Anfang 1308 NGZ nahm die IVANHOE II im Frühjahr an einer Expedition zum Rideryon teil

und wurde dort so schwer beschädigt, dass sie in einer Wüste abstürzte. Im Sommer 1308 NGZ wurde sie von der EL CID, der PARICZA und der VOLCUS GLANZ angegriffen, so dass sie buchstäblich ins Erdreich stürzte. Ein Teil der nicht evakuierten Crew überlebte und versuchte, das Schiff zu reparieren. Sie sank langsam tiefer ins Innere des Rideryon und fand einen Leerraum im Zentrum der Sterneninsel mit dem Dualen Berg des Kosmos und MODRORS CASTLE. In den Jahren bis 1315 NGZ stand die Crew unter dem Einfluss der Vyr und verfiel in eine Lethargie, bis Lorif in der Lage war, mittels des geheimnisvollen Metalls Salkrit diese vom Schiff zu vertreiben. Die IVANHOE II flog durch das Sternenportal und landete in der Tiefe des Chaos. Die Besatzung traf auf Sam, der sie zur Proto-Welt 666-Rückwärts führte, wo die IVANHOE II 2025 NGZ ihren letzten Landeplatz fand.

Kommandant der IVANHOE II

Xavier Jeamour wurde auf Terra geboren und verlebte seine Kindheit in Belgien. Mit dreizehn Jahren zog er zu seinem Onkel nach Frankreich, wo er ihm bei der Winzerei half.

Erst spät entdeckte Jeamour sein Interesse für die Raumfahrt. Mit 25 beschloss er, zur Akademie zu gehen, wo er aufgrund hervorragender Leistungen ein Stipendium erhielt. Er ging als einer der besten Taktiker in die Geschichte der LFT-Akademie ein.

Im Jahre 1268 NGZ wurde er Kom-

mandant des Explorerkreuzers DESTINY, mit dem er einen noch relativ unergründeten Seitenarm in der Westside der Milchstraße erforschte. Jeamour fand dort im Jahre 1270 NGZ eine alte Station, deren Erbauer unbekannt waren. Einige Roboter wurden wieder aktiviert, und es gab ein grauenvolles Gemetzel. Nur dank Jeamours schnellem Reaktionsvermögen konnte die Hälfte der Besatzung gerettet werden. Die LFT bedauerte diesen Vorfall und beorderte die DESTINY als Aufklärungsschiff ab.

Jeamour hingegen wollte unbedingt die Station erforschen und herausfinden, wer dahintersteckte, doch die LFT schickte ein anderes Schiff hin, das den Planeten einäscherte. Später stellte sich heraus, dass die Station bereits von der LFT entdeckt worden war, jedoch von der TLD zu geheimen Forschungen genutzt wurde. Wütend über diese Täuschung kündigte Jeamour bei der LFT und schloss sich im Jahre 1279 NGZ Camelot an. Dort arbeitete er lange an sich selbst und half Attaca Meganon bei der Entwicklung der IVANHOE.

Im Jahre 1283 NGZ kommandierte Jeamour den 500 Meter-Schlachtkreuzer FREYJA und nahm an einem – leider kläglich gescheiterten – Rettungsversuch im Mashritunsystem teil. Zwei Jahre später konnte die FREYJA die Überlebenden der LONDON-Katastrophe finden und retten.

In den folgenden Jahren nahm die FREYJA an einigen Einsätzen teil, so auch am Kampf gegen die Tolkander.

1290 NGZ gab Jeamour das Kommando der FREYJA ab und wurde Oberbefehlshaber des neuen Schlachtraumschiffes IVANHOE.

Dorgon M100 – Expedition

Wallace spielte eine tragende Rolle während der Expedition. So gehörte sein Team immer zu den ersten, die bei einer Mission dabei waren. Das Trio um Wallace, dem Posbi Lorif und dem Oxtorner Irwan Dove entwickelte sich zu einem guten Team. Sie waren die besten Leute des Kommandanten Jeamour.

Cartwheel

Jeamour blieb auf der IVANHOE und machte vor allem in Cartwheel seinen Dienst.

HELL-Sektor

1298 NGZ gehörte Wallace wie seine Besatzungsmitglieder zum Himmelfahrtskommando während der Schlacht auf dem HELL-Sektor. Die IVANHOE selber wurde zerstört. Jeamour musste widerwillig das Schiff verlassen. Der Erste Offizier starb dabei.

Bis zum Quarterium

Die Crew bleibt zunächst im Dienst des Terrablocks, geht dann hier und da getrennte Wege auf ihren Missionen und Abenteuern. Dann wurde die IVANHOE Iifertiggestellt. Mathew Wallace wird unter dem Kommando von Xavier Jeamour Erster Offizier.

Quarterium

1305 NGZ stieß die IVANHOE II auf ein flüchtendes dorgonisches Schiff. Ausgerechnet die Dorgonin Saraah war an Bord. Sie war die ehemalige Frau von Wallace. Die Crew der IVANHOE II nahm sie auf und es kam zum Gefecht mit dem dorgonischen Adlerraumschiff. Die Handlungen blieben nicht folgen-

los. Jeamour, Wallace und Taylor wurden verhaftet und sollten hingerichtet werden. Doch die restliche Crew unter Lorif, Dove und Walerty revoltierte, stahl die IVANHOE II und befreite die drei Totgeweihten mit Hilfe von Gal'Arn, Jonathan Andrews und Gucky. Die Besatzung der IVANHOE II desertierte zur USO in die estartischen Galaxien. Jeamour blieb Kommandant.

Krieg in den estartischen Galaxien

Die IVANHOE II nahm 1305 und 1306 unter Flagge der USO an diversen Einsätzen teil. Sie wurde mit ihrer eingespielten Crew für eine Weile das Flaggschiff der USO. Die IVANHOE II nahm an den Gefechten um das Sternenportal der Lokalen Gruppe teil, als MODROR Perry Rhodan mit dem falschen WANDERER in die Falle lockte.

LFT

Nach der Kriegserklärung des Quarterium an die LFT wurde die IVANHOE II wieder Teil der Liga-Flotte und kämpfte von 1306 NGZ bis 1308 NGZ bis zur Niederlage des Quarterium am Sternenportal in Andromeda und nahe der Milchstraße.

Rideryon

1308 NGZ war die IVANHOE II das füh-

rende Raumschiff bei der Expedition auf das Rideryon. Doch die IVANHOE II wurde abgeschossen und musste notlanden. Jeamour befand sich an Bord, als die IVANHOE II einige Monate später erneut angegriffen wurde: diesmal von dem Quarterium und den Dorgonen. Die IVANHOE II versank dabei buchstäblich im Erdboden des Rideryon. Ein Teil der nicht evakuierten Crew überlebte und versuchte, das Schiff zu reparieren. Es sank langsam tiefer ins Innere des Rideryon und fand einen Leerraum im Zentrum der Sterneninsel. Dort fanden sie den Dualen Berg des Kosmos und MODRORS CASTLE. In den folgenden Jahren bis 1315 NGZ stand die Crew unter dem Einfluss der Vyr und verfiel in eine Lethargie, bis Lorif in der Lage war, sie mittels des geheimnisvollen Metalls Salkrit vom Schiff zu vertreiben. Die IVANHOE II flog durch das Sternenportal und landete in der Tiefe des Chaos. Sie trafen auf Sam, der sie zur Proto-Welt 666-Rückwärts führte, wo die IVANHOE II 2025 NGZ ihren letzten Landeplatz findet.

Tod

Xavier Jeamour starb im Jahre 2025 NGZ bei der Rettung des Kosmogenen Chronikträgers Sruel Allok Mok in der Tiefe des Chaos.

Zeitfamulus

Der Zeitfamulus ist ein Terraner aus dem 14. Jahrhundert NGZ. Sein Name ist unbekannt, doch nach eigenen Aussagen siedelte er im Jahre 1297 NGZ als Pionier in die Galaxis Cartwheel über.

Er war Berater bei der Shorne Industries Gesellschaft und trat nach Gründung des Quarteriums 1303 NGZ in die Cartwheel Intelligence Protective (CIP) ein. Im Jahre 1307 NGZ starb er wäh-

rend der Schlacht um Amunrator auf dem Rideryon.

Danach sei er durch die Tiefe des Chaos gewandert und wiedergeboren worden. Fürst Medvecâ rekrutierte ihn als Zeitfamulus, einem Berater für die Zeitlinien, um die Gestrandeten der normalen Zeitlinie für die neue Zeit zu begeistern und um Korrekturen in der Zeit vorzunehmen.

Bisher sind vier Erscheinungsformen des Zeitfamulus bekannt:

- Gustav Adolph Larsen
(18. Jahrhundert)
- SS-Sturmbannführer Lars Born
(20. Jahrhundert)
- Björn Lessing
(20. Jahrhundert)
- Claude Chevalier / Tenzing
(21. Jahrhundert)

Als Gustav Larsen manipulierte er die herzogliche Familie der Schleswig-Holstein-Gottorfer in Eutin.

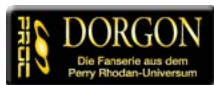
Als SS-Sturmbannführer Lars Born verhalf er Adolf Hitler zum Sieg und sah das Scheitern des Sternenreiches Germania.

Als Redakteur Björn Lessing versuchte er Atlan, der sich nicht an seine Identität erinnert, für die neue Zeitlinie zu gewinnen.

Als Claude Chevalier bzw. Tenzing zerstörte er im Jahre 2063 mit den restlichen Atombomben der Erde die letzten Städte der Menschheit.

Der Zeitfamulus ist intelligent und manipulativ. Er selbst bezeichnete sich als Schöpfer, als einen Herrn der Zeiten – und fühlte sich wie ein Gott der Zeit.

Impressum



Die DORGON-Serie ist eine Publikation der
PERRY RHODAN-FanZentrale e. V., Rastatt (Amtsgericht Mannheim, VR 520740)
vertreten durch Nils Hirseland, Redder 15, 23730 Sierksdorf
www.dorgon.net

Autor: Nils Hirseland

Titelbild: Roland Wolf

Innenillustrationen: Roland Wolf, Gaby Hylla, Raimund Peter & Stefan Wepil

Lektorat: Norbert Fiks

Redaktion & Layout: Burkhard Lieverkus

Korrektorat: Jens Hirseland und Arndt Büssing

Glossar: IVANHOE II, Zeitfamulus, Zeitlinie 1971

Sofern nicht anders vermerkt, bedarf die Vervielfältigung, Verbreitung und
öffentliche Wiedergabe der schriftlichen Genehmigung der Rechteinhaber.

Perry Rhodan®, Atlan®, Ichō Tolot®, Reginald Bull® und Gucky®
sind eingetragene Marken der Heinrich Bauer Verlag KG, Hamburg.